Anekdotenbuch

oder

Sammlung unterhaltender

und lehrreicher Erzählungen

aus

der wirklichen Welt.

Herausgegeben

von

Friedr. Christ. Laukhard.

Erster Theil.

Leipzig,

bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.

1802.

Ak. 1:4:872
55983

Seinem

biedern und gelehrten Freunde,

dem Herrn

Johann David Büchling,

widmet diese Schrift,

zum Zeichen seiner Verehrung

und Dankbarkeit,

der Verfasser.

An die Leser.

Sehr wenig habe ich über die Beschaffenheit und den Inhalt dieses Buchs zu sagen. Es enthält kurze Erzählungen, aber keine erdichtete, sondern wirklich geschehene Begebenheiten: einige davon stehen zwar schon in Büchern, z. B. die zweyte, aber das bloß zum Vergnügen lesende Publikum kennt sie doch nicht, und daher konnten sie in dieser Sammlung schon ein Plätzchen bekommen: andre und zwar die meisten

habe ich aus den mündlichen Nachrichten glaubwürdiger Männer oder aus meiner eignen Erfahrung genommen. Selten habe ich statt der wahren Namen, fingirte gesetzt, aber wo dieß geschehen ist, da geschah es bloß, um niemand zu beleidigen, denn ich fürchte mich so leicht nicht vor Ahndung, deßwegen habe ich mich auch nicht gescheuet, die Grafen von Leiningen, deren illustre Familien noch jetzt existiren, den Hrn. von Breck u. a. mit Namen zu nennen, genug daß das, was ich von diesen Kundleuten erzählt habe, dem Buchstaben nach reine Wahrheit ist.

Die hier und da eingemischte Dialogen sind zwar mein Machwerk, aber doch allemal, wie ich glaube, meinen Personnagen angemessen, und so hoffe ich, mögen sie immer mit hin laufen.

Einige fremde Wörter, die ohne Erklärung nicht leicht verständlich seyn mögten, z. B. Nepp, neppisch u. dgl., wie auch mehrere Provincialismen sind mit allem Fleiß gesetzt worden: denn da, wo das Geschichtchen sich zutrug, versteht man sie nur zu gut, und denen, die sie nicht verstehen, habe ich eine Erklärung davon gegeben.

Ich hoffe, daß das Durchlesen dieser kleinen Sammlung niemand lange Weile machen soll; ich glaube vielmehr, daß es manchen Leser auf gesunde Gedanken und Urtheile leiten könne, worauf er nicht so gradehin gefallen wäre: und wenn dieß geschieht, so ist mein Werkchen eben nicht ganz unnütz.

Wenn dieß Büchlein einigen Beyfall findet, so werde ich bald ein zwey-

tes erscheinen lassen. Alles dieses hängt vom lesenden Publikum ab.

Den Recensenten habe ich gar nichts zu sagen; was kümmern mich auch Leute, die über die Produkte mancher Schriftsteller bloß hökerweibermäßig räsonniren, aber nicht bescheiden und anständig urtheilen mögen. Und so wäre mein gegenwärtiger Prologus fertig. Halle im May 1802.

F. C. Laukhard.

Anekdotenbuch.

Erſter Theil.

Ritter Deterville von Malta.

Eine Geschichte.

Erster Abschnitt.

Carl Deterville war der dritte Sohn eines reichen Edelmanns aus Languedok. Der älteste Sohn dieses Edelmanns sollte nach der Landesgewohnheit die Güter seines Vaters erben, der zweite in Kriegsdienste treten, und Carl, der dritte die Rechte lernen, um einst sich bei dem Parlement zu Toulouse anstellen zu lassen.

Carl wurde im Jesuiter-Kollegium gut unterrichtet, und fand an den Studien vielen Geschmack: als er aber die Rechte selbst zu lernen anfing, und nun das Ungewisse, Schwankende, Ränkevolle und Betrügerische

dieser sogenannten Wissenschaft einsah, warf er sein Corpus Juris und seine Kompendien ins Feuer, und erklärte seinen Aeltern; daß er die Schikane durchaus nicht lernen könnte.

Der alte Deterville war über die Erklärung seines Sohnes äußerst aufgebracht, und würde sein ganzes väterliches Ansehen angewendet haben, um den Widerspenstigen zur Vollendung seiner juristischen Studien zu zwingen, wenn ihm nicht sein Schwager, ein Ritter von Malta, davon abgerathen hätte.

Dieser Mann war eben zugegen, als der Brief des jungen Deterville ankam, worin er sich geradezu wider das Rechtsstudium erklärte, und bewies mit allerlei wahren und scheinbaren Gründen, daß man Kinder zur Ergreifung einer Lebensart nicht zwingen, sondern ihnen diese Wahl selbst überlassen müßte. Der alte Deterville ließ sich die Vorstellung seines Schwagers gefallen, und erlaubte seinem Carl die Univer-

sität zu verlassen, und nach Haus zu kommen.

Mit Freuden reiste Carl zu seinen Aeltern zurück, wurde zwar mit einem etwas finstern Gesicht von seinem Vater empfangen, nachdem er aber diesem das juristische Wesen etwas näher beschrieben, und die häßliche Seite desselben bekannt gemacht hatte, gab ihm der Alte endlich selbst Recht, und lobte ihn, daß er eine Kunst verlassen habe, deren Ausübung allemal mit so vielen Ungerechtigkeiten, Ränken und Betrügereien verbunden wäre.

Der Malteser gab ihm nicht nur seinen Beifall, sondern hielt einen weitläuftigen Sermon wider alle Juristerei. „Es wundert mich aber sehr, daß man diese Kunst auf Universitäten lehrt, wo man sie doch nicht lernen kann. Die muß in den Gerichtsstuben erlernt werden, und die Praxis allein kann einen Juristen machen. Wenn ich jung wäre, und juristisch studiren sollte, würde ichs mir auf Universitäten gut schme-

cken lassen, und mich sehr hüten, ins Collegium zu gehen. Was man da lernt, ist unbrauchbar, und wird blos gelernt, um es bald wieder zu vergessen. Ich würde also den Professoren ihre Weisheit lassen, und mich in eine Gerichtsstube machen, wo ich mir den Gang der Geschäfte bekannt machen könnte. Glauben Sie mir, Herr Bruder, ich habe schon Leute gekannt, welche ehemals Haarkräußler, Lakaien und Abschreiber waren, welche sich aber bald durch die Praxis so habil machten, daß sie für große Muster in der Juristerei passiren konnten.

D. a. Deterv. Sie können Recht haben, Herr Bruder: ich hatte einst einen Prozeß im Parlement zu Toulouse; mein Advokat war ein grundgelehrter Mann, welcher hundert Bücher geschrieben und die alten römischen Gesetze aufs gründlichste erläutert hatte; das Corpus Juris samt der Glosse wußte er auswendig, und verlor doch meinen Prozeß. Ich ward ärgerlich, dankte ihn ab, und nahm einen andern Advokaten an, der

noch vor sechs Jahren Tafeldecker beim Erzbischof gewesen war, und den ich selbst oft hinterm Stuhl hatte aufwarten sehen. Dieser Mann hatte gar keine gelehrte Kenntnisse, und gewann mir doch den Prozeß.

Der Malteser. Sehn Sie wohl, Herr Bruder, daß ich Recht habe. Praxis ist die Hauptsache beim Juristenhandwerk, die gelehrte Theorie taugt fürn Teufel nicht. — Aber lassen wir das: sagen Sie mir, was Carl nun werden soll.

D. a. Deterv. Ja lieber Herr Bruder, das weiß ich selbst noch nicht: darüber muß ich erst nachdenken.

Malteser. Hören Sie, ich will Ihnen einen Vorschlag thun. Lassen Sie ihn Ritter von Malta werden. Ich habe einiges Ansehen im Orden; die vornehmsten Ritter sind meine Freunde, und der Großmeister ist mir Verbindlichkeiten schuldig. Ich will es dahin bringen, daß er aufgenommen werde.

D. a. Deterv. Ich bins zufrieden, herzlich gern zufrieden: aber wird der Bursche sich auch entschließen können, ohne Weib zu leben und zu sterben?

Mateser. Ei, was da, was da! Carl ist kein Narre, und kennt die Malteser schon. Er weiß, daß sie zwar nicht heirathen dürfen; aber daß sie sich Mätressen halten, und zwar ganz öffentlich halten, weiß er auch. Er ist auf Malta gewesen, und hat da die Wirthschaft mit angesehen. Die Neigung zu den Weibern muß niemand abhalten, in unsern Orden zu treten, verstehn Sie mich?

Der alte Deterville fand alles, was sein Schwager, der Malteser sagte, sehr gegründet: Carl wurde befragt, ob er in den Orden von Malta treten wollte, und gab mit Freuden seine Einwilligung. Die Anstalten zur Abreise des jungen Deterville waren bald gemacht, und sein Onkel führte ihn nach Malta, wo er ohne Schwierigkeiten in die Liste der Ritter des heiligen Johannes eingeschrieben wurde.

Carl fand an den militärischen Uebungen, welche die jungen Malteser anzustellen pflegen, mehr Gefallen, als an den Pandekten und dem Canonicum und in kurzer Zeit hatte er die Exercitien so inne, daß der Großmeister beschloß, ihn nächstens mit auszuschicken, wenn wieder Jagd auf die Raubschiffe aus der Barbarei gemacht werden würde.

Die Malteser haben ein schnurriges Gelübde, kraft dessen sie ewige und geschworne Feinde aller Nichtchristen seyn müssen, hingegen wider Christen, sogar wider ketzerische Christen die Waffen nicht führen dürfen, es sey denn, daß sie von Christen angegriffen würden. Daher ist der Krieg zwischen den Maltesern und allen nichtchristlichen Staaten immer und ewig erklärt, und an einen Frieden mit der Pforte, mit Algier, Tunis, Tripoli und andern, ist gar nicht zu denken. Diese Lage war zwar immer gefährlich, und mehrmals riskirten sie schon die Insel Malta zu verlieren, wie sie

ehemals 1529 die Insel Rhodos verloren hatten. Doch haben sie sich stets erhalten, bis endlich ihre Insel durch die französische Revolution, und ihr Orden durch die Anmaßungen des Kaisers Paul von Rußland seltsame Metamorphosen erlebt hat. Vielleicht ist der ganze Orden, dessen Nützlichkeit bei der jetzigen Lage der Dinge überflüssig scheint, seiner Auflösung nahe.

Zweiter Abschnitt.

Ein Englisches Schiff, welches im Hafen zu Malta einlief, gab den Bericht, daß es von einem Kaper von Tunis verfolgt worden sey, und daß dieser Kaper um Sicilien herum kreuze.

Sogleich befahl der Großmeister der Ritter, eine Galeere und eine Fregatte auslaufen zu lassen, um den Kaper aufzutreiben, und diesem ungebetenen Gast das Handwerk zu legen. Dieser Befehl wurde schnell

befolgt, und Carl Deterville bestieg in Gesellschaft mehrerer jungen Ritter die Fregatte. Die Fahrt ging gerade nach der Küste von Sicilien, wo sie bald den Kaper auftrieben, und lebhaft angriffen.

Der Kaper wehrte sich herzhaft, allein die in der Kaperei gleichfalls erfahrne Malteser machten ihre Sachen so gut, daß sie das Kaperschiff eroberten, und alles, was darauf war erbeuteten. Die Mannschaft wurde, nach dem bey den Räubern aus der Barbarei und den Rittern von Malta üblichen Kriegsrecht, in Fesseln gelegt.

Der Maltesische Kommandeur getrauete sich nicht mit seinen schadhaften Fahrzeugen nach Malta zurück zu kehren, und beschloß an dem nahen Palermo anzufahren, um seine Fregatte und Galeere ausbessern zu lassen.

Die Gefangenen wurden nun in verschiedene Gefängnisse gebracht, und der junge Ritter Deterville erhielt die Aufsicht über sie.

Als er eines Tages die Gefangenen nachsah, fiel ihm besonders einer auf, der eine sehr gute Miene hatte; gern hätte er mit diesem Menschen gesprochen, allein wie sollte er das, da der Gefangene kein Französisch und Deterville kein Arabisch verstand. Er erstaunte daher gar sehr, da der Gefangene ihn selbst auf Französisch anredete.

„Ihr sprecht meine Sprache, sagte er zu ihm: wo habt Ihr die gelernt?

Gefangener. In Tunis. Mein Vater kaufte vor mehrern Jahren einen Sklaven, der ein Franzose war; weil dieser Mann sich sehr gut betrug, und allerlei Künste verstand, als Mahlen, Zeichnen und dergleichen, so ließ mich mein Vater von ihm unterrichten, und so lernte ich auch seine Sprache.

Deterville. Wie hieß dieser Mensch?

Gefangener. Lionel.

Deterville. Und war zu Hause?

Gefangener. In Toulon.

Deterville. Wer war Euer Vater, und wie hieß er?

Gefangener. Morad Ibn Jusef.

Deterville. Alles wahr: gebt mir die Hand, Sohn eines braven Mannes. Sagt mir, wie ihr heißt.

Gefangener. Ich heiße Hassan.

Deterville (zum Aufseher). Schließt diesen Gefangenen los, er kann frei herumgehen. Armer Hassan, man hat Euch wohl ganz ausgeplündert? Da nehmt dieses (reicht ihm Geld) thut Euch etwas zu Gute. (geht schnell ab).

Hassan wußte nicht, was er zu der Freigebigkeit und zu dem freundlichen Betragen des Malteſers sagen sollte, denn die sogenannten Ungläubigen sind eben nicht sehr gewohnt, von diesen Herren freundlich behandelt zu werden, und Montesquieu hat wohl nicht Unrecht, wenn er sagt, daß das barbarische Betragen der Malteſer gegen die gefangenen Türken viel dazu beitrage, die Lage der gefangenen Christen in der Türkei, vorzüglich

aber in der Barbarei schlimmer zu machen. Keine Regel ist nöthiger, als die, daß man die Kriegsgefangenen sowohl, als die Einwohner der eroberten Länder menschlich behandle, aber keine wird weniger befolgt, daher dann Vermehrung des Hasses und gegenseitiger Untergang.

Obgleich Hassan nicht wußte, warum ihn Ritter Deterville so artig behandelte, so weiß ichs doch, und wills dem Leser erzählen.

Als Deterville zu Montpellier die Rechte studiren sollte, lernte er einen gewissen Lionel aus Toulon kennen, und errichtete mit ihm die vertrauteste Freundschaft. Kurz vorher ehe Deterville nach Malta ging, besuchte er seinen Freund in Toulon, und wurde von der Familie desselben aufs beste aufgenommen. Der Vater des jungen Lionel hörte kaum, daß Deterville ein Malteser werden sollte, als er ihm mit einem lauten Ausruf: da nehmen Sie sich in Acht, in die Rede fiel.

Deterville. Warum das, Herr Lionel? Ists denn so gefährlich auf Malta zu seyn?

Lionel. Auf Malta eben nicht: aber die Herren kriegen oft mit den Türken zu thun, vorzüglich mit denen aus der Barbarei, und wer denen in die Hände fällt, der kann sich Gott befehlen. Ich bin zwar gut weggekommen, aber es geht nicht allen so, die in Tunis gefangen sind.

Deterville. Sie wären in Tunis gefangen gewesen?

Lionel. Allerdings. Ich war in meiner Jugend ein wilder Zeisig, mein Vater wollte mich strenge halten, aber da lief ich davon, und kam zu einem Malteser, der mich mit nach der Ritterinsel nahm. Ich machte einige Streifereien mit meinem Herrn, und fand Vergnügen an der Türkenjagd. Weil ich mich durch meinen Muth oder vielmehr durch meine Tollkühnheit auszeichnete, gab man mir eine Officierstelle, und nun scheute ich vollends keine Gefahr mehr.

Aber der Krug geht so lange zum Wasser, bis er zerbricht: so ging es auch mir. Ich wurde gefangen, nach Tunis gebracht, und da als Sklave an einen alten verfluchten Schacherjuden, Namens Haiman verkauft. Dieser verfluchte Kerl — Gott verderbe alle Juden, und gebe ihnen das ewige Feuer!

Deterville (einfallend). Sie sprechen hart, Herr Lionel; es giebt auch ehrliche Juden, und die Juden sind auch Menschen. —

Lionel. Aber was für Menschen, Herr? Wie die Hummeln sich zu den Bienen und die Raubthiere sich zu den übrigen Thiergrten verhalten, so verhalten sich die Juden zu den übrigen Menschen. Ich habe wohl tausend Juden gekannt, aber, Gott ist mein Zeuge, nicht ein einziger ehrlicher Kerl war unter diesen Tausenden. Doch lassen wir das, wir sind doch zu schwach die Juden auszurotten, welche so lange die Christen ausziehen und betrügen werden, als unsere Großen noch Leute nöthig haben, die

das

das Handwerk der Betrügerei aus dem Fundament verſtehen. Alſo der verfluchte jüdiſche Spitzbube zu Tunis, deſſen Sklave ich geworden war, ging mit mir um, wie mit einem Hunde; nichts konnte ich dem Schurken recht machen, wegen der geringſten Kleinigkeit ſchlug er mich, aber nichts war mir unerträglicher, als das ſtete Schimpfen des gottloſen Böſewichts über meine Religion: unſern Herrgott ſchalt der Bube einen dreiköpfigen Moloch, unſern Herrn Jeſus und ſeine hochgebenedeite Mutter — doch ich ſchäme mich die Läſterungen dieſes Höllenhundes nachzuſprechen.

Deterville. Die Juden ſind aber doch ſonſt ſo gemäßigt, ſo tolerant.

Lionel. Tolerant? die Juden tolerant? Herr von Deterville, wenn Sie das glauben, kennen Sie die Juden ſchlecht. In Spanien hat man wohl viel tauſend Juden verbrannt, aber wenn die Inquiſition nichts weiter gethan hätte, als das, ſo wäre ſie lobenswerth. Den Juden iſt recht ge-

schehen, sie würden auch alle Christen verbrennen, wenn sie nur könnten. Bedenken Sie doch, wie es die Kerle mit den armen Cananäern gemacht haben, als sie ihnen ihr Land raubten. Und wer hat vollends den Heiland gekreuzigt? he? Waren es nicht die verdammten Juden? Unter den alten Kaisern gefällt mir keiner mehr, als der Kaiser Titus und Hadrianus, weil diese die Juden so recht gezwiebelt haben. Doch weiter im Text. Ich hatte ohngefähr sechs Monate in dem Hause des Juden zugebracht, als dieser in die Hölle fuhr.

Sein Erbe, gleichfalls ein falscher Wechselschmidt aus Tafilit, verkaufte uns Sklaven, und ich kam zu einem Türken, Namens Morad Ibn Jusef in Dienst. Dieser Mann war gerade das Gegentheil von dem Juden, ein sanfter ehrlicher Mann, der seine Leute, nicht auf jüdisch, wie Hunde, sondern wie Menschen behandelte.

Ich wurde vorzüglich gut gehalten: denn mein neuer Herr bemerkte, daß ich die Zei-

chenkunst und Mahlerei verstand und trug mir auf, diese Künste seinen Sohn zu lehren. Der junge Hassan, sein Sohn, war gar ein lieber Junge, der mir tausend Gefallen erwies, und nicht nur Zeichnen und Mahlen, sondern auch französisch von mir lernte, und das in kurzer Zeit. Der Vater Morad freute sich über die Fortschritte seines Sohnes, und als er glaubte, daß dieser meines Unterrichts nicht weiter bedurfte, rief er mich eines Tages auf sein Zimmer: Lionel, sagte er, du hast dich sehr verdient um mich und meine Familie gemacht: mein Sohn hat viel von dir gelernt, und wir sind dir Dank schuldig. Jetzt fordre, aber ehe du forderst, gebe ich dir deine Freiheit; denn der Wohlthäter meines Kindes muß nicht mein Sklave, er muß mein Freund seyn. Fordre nun, lieber Lionel. „Ich dankte dem rechtschaffnen Morad für das Geschenk meiner Freiheit, und bat nur um einiges Zehrgeld, um nach Frankreich zurück zu kehren. Es thut mir im Herzen leid, erwie-

derte der redliche Mann, daß du nicht hier bleiben willst. Ich hätte für dich sorgen wollen. Aber du liebst dein Vaterland, du sollst auch dahin kommen. Nimm diesen Beutel, er enthält so viel, als du auf der Reise und zu einem Anfang in Frankreich brauchst. Ich wollte die große Summe, welche er mir schenkte — es waren tausend Dukaten — nicht ganz annehmen, aber er zwang mir sie auf. Der junge Hassan war untröstlich, als ich abreiste: auch er nöthigte mich noch zweihundert Dukaten anzunehmen, die ihm sein Vater für mich noch gegeben hatte; der alte Morad und Hassan begleiteten mich in den Hafen, und unser Abschied geschah unter tausend Thränen von beiden Seiten ohne Worte. So verließ ich Tunis mit dem Gefühl des wärmsten Danks gegen den braven Türken, und mit ewigem unauslöschlichen Haß gegen alle Juden."

Der junge Deterville war bei dieser Erzählung tief gerührt, und als er den Sohn des großmüthigen Morads, welcher den

Vater seines Freundes glücklich gemacht hatte, unter den ihm anvertrauten Gefangnen antraf, entschloß er sich im Augenblick, dem Türken zu beweisen, daß auch Christen, sogar Malteser gegen Türken großmüthig und dankbar seyn können.

Dritter Abschnitt.

Deterville begab sich sogleich aus dem Gefängniß zum Kommandeur: „Signor Cavallero, sagte er zu ihm, es befindet sich ein Tunese unter den Gefangnen, welchen ich gern befreit sehen mögte.“

Kommandeur. Ja nun, wenn er seine Ranzion macht. —

Deterville. Geht es nicht ohne Ranzion?

Kommandeur. Bewahre! Wo denken Sie hin, Signor Cavallero? Ein türkischer Hund muß sich loskaufen. Die Christen, welche diesen Barbaren in die Hände fallen,

müssen sich auslösen, also mögens die Kerle auch thun, wenn sie ihre Freiheit haben wollen.

Deterville. Ich dachte bei dem Gefangnen, den ich gern erlösen mögte, fände eine Ausnahme statt.

Kommandeur. Lassen Sie hören.

Deterville sprach mit Wonne von Hassans Vater, und erzählte alles, was ich dem Leser so eben erzählt habe. Der Kommandeur hörte ihm aufmerksam zu, und als er fertig war sagte dieser. „Nun das ist ja herrlich: der Bursche soll gut gehalten werden, und da sein Vater hat können tausend Dukaten wegschenken, so kann er auch so viel zur Auslösung seines Sohnes anwenden.“

Deterville. Ich bedaure, daß Sie nicht fühlen können, wie schön und edel es ist, etwas ohne Hoffnung vom Gewinnst zu thun.

Kommandeur. Jeder für sich, und Gott für uns alle. Ja ja, lieber Cavaliers so ist es; und dann, ist es mir erlaubt, der

Ritterschaft etwas zu vergeben? Die Ranzion der Gefangnen kommt ins gemeine Aerarium.

Deterville. Es sey darum, Sennor, ich will die Ranzion für den gefangenen Hassan bezahlen.

Kommandeur. Sie? Bedenken Sie.—

Deterville. Ich pflege mich nicht zu bedenken, wenn eine gute That auszuüben ist. Wie viel wollen Sie haben?

Kommandeur. Je nun, wenn Ihnen so viel an der Freiheit des Tunesen gelegen ist, so will ichs billig machen: Ich ziehe Ihnen hundert Dukaten von Ihrem Antheil an der gemachten Beute ab. Sind Sie's zufrieden?

Deterville. Herzlich gern. Leben Sie wohl, Sennor!

Garsios Ferdinand, Graf von Castilien, und seine Gemahlin Isabelle von Vermandois.

Histoire d'Espagne de Mariana Fol T. I.
Anno historico T. IV. p. 189 seqq.

Castilien war noch im zehnten Jahrhundert eine Grafschaft, und obgleich die Regenten derselben ziemlich unabhängig herrschten, so waren sie doch nur Vasallen der Könige von Asturien und Leon. Man hieß sie auch nur schlechtweg Grafen von Burgos. Ein Graf von Castilien, Don Garcios Fernandez oder Ferdinand lebte in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, und passirte für einen Helden, welcher den christlichen Namen wider die Saracenen mächtig vertheidigte. Das Christenthum aber damals in Spanien vertheidigen war eben so viel, als seine Herrschaft fest gründen: denn der Sieger über die Saracenen konnte nichts anders seyn, als ein Freund der Gottheit. So

wie nun Graf Ferdinand die Saracenen demüthigte, und ihnen ein Schloß nach dem andern abnahm, wachs sein Ansehen, und seine Unterwürfigkeit von Leon nahm immer mehr ab.

Ramiro der Vierte, König von Asturien und Lion *) wollte seine Schwester Mamela dem jungen Grafen Ferdinand gern zur Gemahlin geben, aber Don Ferdinand hatte die schöne Isabelle von Vermandois gesehen, und schlug die Schwagerschaft des Leoners aus. Dieser ergrimmte darüber, und hetzte dem Undankbaren den Saracenen-Emir von Jaen auf den Hals: aber Ferdinand schlug den Emir, mit welchem er hernach ein Bündniß einging, und heirathete die schöne Lenore.

*) In dieser und den folgenden spanischen Anekdoten folge ich der Chronologie des Anno Historico. Nichts ist konfuser, als die Zeitrechnung und Regentenfolge in Castilien, Leon, Arragonien u. s. w.

Einige Jahre lebte der Graf und seine Gemahlin in der größten Einigkeit, und wahrscheinlich würde die schöne Eintracht noch lange gewährt haben, wenn der leidige Satan nicht einen schmucken französischen Pilger nach Burgos gebracht hätte. Schon im neunten Jahrhundert war das Grab des heil. Jakobs zu Campostella berühmt geworden. Der heil. Apostel Jesus war einst einem König von Ovida erschienen, und hatte ihm den Sieg über die Saracenen versprochen, und der König, der auch Ramiro hieß, hatte das Grab des Heiligen herrlich ausgeschmückt, und Pilger von weit und breit fanden sich daselbst ein.

Hugo, so hieß der französische Pilger, war ein Kriegsmann von Profession, gab sich aber in Castilien große Titel, um die Armseligkeit seines Aufzugs zu ehren, er nannte sich von Anjou, und wollte von den Grafen von Aquitanien abstammen, und folglich ein Vetter der Gräfin von Castilien seyn. Die Gräfin, welche ohnehin eine

Vorliebe für die Franzoſen hatte, nahm den Herrn Vetter freundſchaftlich auf und da Hugo aus Frömmigkeit gekommen war, den Schutzheiligen des chriſtlichen Spaniens zu verehren, ſo war der ganze Hof ſein Freund. Er erhielt ſein Quartier im Schloſſe zu Burgos, und es verging ein Tag, eine Woche nach der andern, Herr Hugo von Anjou blieb, weil ſeine Frau Baſe ihn gar viel nach Familienangelegenheiten zu fragen hatte.

Der Pilger Hugo war zu ſehr mit der Welt bekannt, als daß er nicht hätte einſehen ſollen, es ſey mehr als Neugierde, warum ihn die Gräfin täglich um Aufſchub ſeiner Reiſe bat; er ſuchte der Sache auf den Grund zu kommen, und fand, die Gräfin ſey mit ihrem Gemahl eben nicht gar ſehr zufrieden. Don Ferdinand war faſt immer abweſend, aber in ſeiner Abweſenheit ließ er die Gräfin aufs ſtrengſte bewachen, und bloß der Vetter Pilger durfte ungeſtört mit ihr umgehen: wenn aber die Weiber

erst mit ihren Männern unzufrieden sind, so kann man bald mit ihnen machen, was man will. Es kam bald zur Erklärung von beiden Seiten, und der Graf von Castilien wurde von seinem französischen Vetter in den großen Orden der Hörnerträger versetzt, worin sich so mancher befindet, der alle Ordensverbindungen ärger als Kröten und Schlangen hasset.

Indessen kam doch die Zeit herbei, wo Hugo von Anjou seine Reise fortsetzen mußte: länger konnte er nicht bleiben, ohne den Hof von Castilien, und selbst den Grafen aufmerksam zu machen, und schon fingen einige von den Hofleuten an über die gar zu große Vertraulichkeit der Gräfin und des Fremden ihre Anmerkungen zu machen, welche weder jener noch diesem entgingen. Fort mußte also der Pilger, aber ohne die Gräfin zu reisen, war ihm bitterer als der Tod, so wie diese in der Trennung von ihrem Geliebten das höchste Uebel für sich erblickte. Es kam auch hierüber zwischen bei-

den zur Erklärung, und der leichtsinnige Franzoſe ſchlug der Gräfin vor, mit ihm fort zu gehen. Die Gräfin zitterte bei dieſem Vorſchlag, aber bald ſchien er ihr nicht mehr ſo gefährlich, und endlich verſprach ſie dem Ebentheurer gar, ihm zu folgen. Wenn eine Frau einmal ihre Pflicht vergeſſen hat, ſo wird es ihr nicht ſchwer, alles zu thun, was ihr Verführer nur fordern mag.

Aber nun war die Frage, wie die Gräfin fortkommen ſollte? Nach langen hin und her-ſinnen fiel es dem Verliebten ein, daß die Flucht leichter unter dem Vorwande einer Pilgerſchaft geſchehen könne. Aber der Graf wollte durchaus nichts davon wiſſen: der Herr Vetter könne immer nach Campoſtella zum Grabe des heiligen Jago ziehen, aber ſeine Gemahlin müſſe dableiben. Dabei würde es auch geblieben ſeyn, aber Don Ferdinand ward gefährlich krank. Nun gelobte Donna Leonore eine Wallfahrt zu Fuß nach Campoſtella, wenn Gott ihrem

liebsten Gemahl die Gesundheit wieder schenken wollte: in Erwartung, ob der Himmel das Gebet der Gräfin erhören, nnd ihr Gelübde annehmen würde, mußte auch der Vetter Hugo von Anjou noch da bleiben. Einige fromme Seelen am Hofe lobten den frommen Entschluß der Gräfin, und die Hofgeistlichen drangen auf die Erfüllung des feierliche Gelübdes, sobald der Graf wieder anfing, gesund zu werden. Die Gräfin eilte selbst ihr Gelübde abzutragen, aus Furcht, wie sie vorgab, ihr theurer Gemahl mögte wieder kränker werden. Freilich mißfiel diese Eile in der Erfüllung des frommen Werkes dem Grafen von Castilien, aber die Denkungsart jener Zeiten ließ eben diese Eile der Gräfin als ein großes Zeichen ihres frommen Eifers ansehen, und der Graf mußte endlich seine Einwilligung geben.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Graf Ferdinand von dem Verständniß seiner Gemahlin mit dem Hugo von Anjou einigen Ver-

dacht gehabt habe: denn er war ein auf-fahrender hitziger Mann, der in Sachen, die seine Ehre angingen, keinen Spaß verstand: er scheint nichts gemuthmaßet zu haben, und doch widersetzte er sich der Wallfahrt, so lange er nur konnte.

Die Gräfin zog nun ab, aber ob sie gleich äußerlich eine demüthige Figur spielte, und allen Staat sorgfältig vermied, so hatte sie doch ihre Kostbarkeiten nicht vergessen: denn ihr fester Vorsatz war, nie wieder nach Burgos zu kommen, sondern nach Frankreich ihrem Vaterland zu fliehen; seit der Ankunft des hübschen Pilgers war ihr der Gemahl, der Hof und ganz Castilien zuwider geworden.

Der ganze Zug bestand aus der Gräfin, dem Pilger Hugo und einigen andern der Gräfin sehr ergebenen Franzosen, welche mit ihr nach Burgos gekommen waren, aber die Castilische Luft nicht vertragen konnten, und sich daher wieder nach ihrem Lande zurück sehnten. Der Zug ging, wie natürlich,

nicht nach Campostella; doch mußten sie anfänglich den Weg dahin einschlagen, den sie aber zeitig genug verließen, und sich auf die Straße nach Frankreich begaben.

Glücklich kamen die Verliebten nach Bayonne, wo die Gräfin sich Valioi nannte, und unter diesem Namen kam sie endlich mit ihrem Hugo in Paris an. Hugo war aus dieser Stadt, er hieß wirklich von Anjou, war aber ein armer Teufel, und machte nicht die Figur, welche die Gräfin erwartete. Allein der Schritt war einmal gethan, und konnte nicht zurück gethan werden: beide gaben sich also für Eheleute aus, er dichtete einen Roman ihrer Verheirathung, und lebten für sich im Stillen von den Schätzen, welche die Gräfin mitgebracht hatte.

Der Graf Ferdinand, welcher blos mit Zwang in die Pilgerreise seiner Gemahlin gewilliget hatte, wartete nun sehnlich auf ihre Rückkehr. Er erhielt zwar anfänglich Nachricht von der Gräfin, aber auch die blieb aus; die Zeit war verstrichen, und nun machte

er

er sich tausend unangenehme Vorstellungen, endlich entschloß er sich gar, ihr entgegen zu reisen. Wo er hinkam, hatte niemand die Gräfin gesehen, und gewiß würde er sie auch in Compostella nicht gefunden haben, aber einer seiner Begleiter, der vielleicht heller, als der Graf, gesehen hatte, ließ auch die Straße nach Frankreich zu nachforschen, ob da nicht eine Pilgerschaft von der und der Beschaffenheit hingezogen sey. Es war nicht schwer, die Wahrheit herauszubringen; denn die Gräfin war leicht kenntlich, und alle Beschreibungen, welche von Valerien gehört wurden, schickten sich sehr gut auf dieselbe. Die Begleiter des Grafen waren nun völlig unterrichtet, aber der Graf noch nicht, und niemand wollte die Ehre haben, ihm den Rapport zu machen: denn Neuigkeiten dieser Art sind so verdrießlich und verhaßt, daß sie niemand gern an die Behörde bringt. Indessen übernahm es doch ein alter Diener des Grafen, diesem die Augen zu öffnen.

Der Graf, von der Treue seiner Gemahlin überzeugt, war schwer zu überreden; als er aber endlich die völlige Bestätigung seiner Schande erhalten hatte, und an der Untreue seines Weibes nicht mehr zweifeln konnte, ward er wüthend, und schwur der Ehebrecherin und ihrem Verführer die empfindlichste Rache.

Er kehrte also nach Burgos zurück, und machte den Grafen Alonzo, seinen Oykel zu seinem Stellvertreter in seiner Grafschaft, gab eine gelobte Reise nach heiligen Oertern vor und verließ Burgos mit einem einzigen Vertrauten. Der Graf nahm denselben Weg, den seine Ungetreue genommen hatte, und kam nach Paris. Bis dahin hatte er stäts Nachricht von Valerien, oder vielmehr von der Gräfin Isabelle, aber hier verlor er sie auf einmal: denn die Gräfin, welche sich vor den Nachforschungen ihres Gemahls fürchtete, lebte ganz im Verborgenen, und kam gar nicht unter die Leute.

Der Graf merkte bald, daß es ihm unmöglich seyn würde, seine Gemahlin zu entdecken, wenn ihm nicht eine höhere Macht zu Hülfe käme. Er legte nun das seltsamste Gelübde von der Welt ab, nämlich er gelobte ein Frauenzimmer von jener Klasse zu ehelichen, welche sich der Hurerei für Geld überlassen, wenn es ihm gelingen sollte, seine untreue Gattin zu finden und zu bestrafen.

Ein Gelübde dieser Art ist zwar in unsern Augen höchst sonderbar und auffallend, aber damals war dergleichen nicht sonderbar, und die Geschichte von Spanien und Italien, ja selbst die französische und englische Historie liefert Beispiele dieser Art; dem sey aber, wie ihm wolle, Graf Ferdinand legte ein Gelübde dieser Art ab, und versprach sich nun den Beystand des Himmels, welcher es sehr verdienstlich finden müßte, wenn jemand eine Hure zu einer honetten Ehefrau machen wollte.

Der Graf wollte jedoch auch die zu seinem Zweck dienliche Mittel einschlagen, um

der göttlichen Fürsehung das Geschäft zu erleichtern: er wendete sich daher an eine sehr bekannte Gelegenheitsmacherin, beschenkte sie reichlich, und wurde durch sie mit mancher Dame bekannt, die er sonst für eine Lucretia gehalten hätte. Aber die Frau Gräfin war unter den barmherzigen Schwestern nicht anzutreffen: denn sie war dem Ritter Hugo treuer, als dem Grafen von Castilien. Lange bemühete er sich, seine Gemahlin durch ähnliche Versuche zu entdecken, aber stäts vergebens..

Endlich ward er mit einem jungen Frauenzimmer bekannt, gegen welches er wirklich einige Neigung spürte, ob er gleich wußte, daß sie ein gewisses eingebildetes Kleinod verloren hatte, wornach hitzige und unerfahrne Liebhaber so eifrig streben. Ein Geistlicher, welchen er zu seinem Vertrauten gemacht hatte, und der mit Mamsell Radegunde — so hieß die Schöne — bekannt seyn mogte, versicherte ihm, daß er gewiß zu seinem Zweck gelangen würde, wenn er

nur vorher sein Gelübde erfüllte. Der Graf fand die Vorstellung des Geistlichen gegründet, ließ das Mädchen holen, und statt gewisse Gefälligkeiten von ihr zu fordern, fing er an, an ihrer Bekehrung zu arbeiten. Das Mädchen fand seinen Unterricht sehr trocken, und würde gewiß aus der Lehre gelaufen seyn, wenn er ihr nicht versprochen hätte, sie zur Gräfin von Castilien zu machen.

Nun war die Schöne reumüthig, fühlte eine vollkommene Contrition, dankte Gott auf den Knieen für den seltsamen Gnadenruf, und versprach dem Grafen sich so aufrichtig zu bekehren, und ein so heiliges Leben zu führen, daß alle künftige Zeiten davon reden sollten. Der Graf höchst zufrieden mit den Versicherungen seiner Schönen, offenbarte ihr die Ursache seines Vorhabens, und bat sie ihm in der Erforschung des Aufenthaltes seiner Gemahlin beizustehen.

Er hätte sich an niemand besser wenden können: Radegunde war mit Hugo ver-

wandt, und diente bei der Gräfin von Castilien als Kammerjungfer. Nachdem das schlaue Mädchen den Grafen gänzlich ausgeforscht hatte, versprach sie ihm seine Bitte zu erfüllen: aber sie traute dem Versprechen noch nicht ganz; die Schiffleute versprechen und geloben Gott auch gar viel während des Sturmes, und halten hernach nichts, wenns Wetter wieder gut ist. Das gute Kind fürchtete auch, Graf Ferdinand mögte sich kein Gewissen daraus machen, sein gegebnes Wort zu brechen, wenn er weiter keine Ursache mehr hätte, es zu halten. Sie wendete sich daher an einen vornehmen Prälaten, und dieser nahm den Grafen so vor, daß dieser ein schriftliches Versprechen über eine Sache ausstellte, die er ohnehin zu halten Willens war: denn die Castilier sind getreue Ausführer ihres Versprechens, vorzüglich wenn sie es der Gottheit abgelegt haben.

Nun war das Mädchen außer Sorgen: sie führte den Grafen in das Haus, wo Valerie und Ritter Hugo wohnten. Der

Graf hatte einige handfeste Leute bei sich, welche ihm auf allen Fall beystehen sollten, aber diese Vorsicht war nicht nöthig: denn Valerie und Hugo lagen im Bette, als der Graf ins Zimmer trat.

Der Graf hatte weiter keinen Beweis von der Treulosigkeit seiner Gattin nöthig; wüthend zog er den Degen, und durchbohrte beyden die Brust, eine Rache, welche in ältern Zeiten öfter, als in unsern geübt wurde, und welche sogar durch die Gesetze gerechtfertiget wird. Ehemals war aber auch der Ehebruch ein Verbrechen, welches der Richter, wegen seiner Richterpflicht untersuchen und strafen mußte, aber das konnte bloß zu einer Zeit statt finden, wo der Ehebruch noch nicht so häufig war, als bei uns: denn zu unserer Zeit wäre die Untersuchung ex officio entweder unmöglich, oder äußerst mangelhaft, daher hat man dann auch die bequeme juristische Regel: „wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter," auf den Ehebruch angewendet.

Don Ferdinand von Castilien hatte nun seine Rachgierde befriediget, und wahrscheinlich kam es ihm schwer an, sein Gelübde zu vollenden, und die Jungfer Radegunde zu heirathen: aber der Geistliche, welcher das Gelübde an Gottes Statt angenommen hatte, redete ihm ins Gewissen, Radegunde war schön, und zeigte so viele Merkmale einer wahren Besserung, daß sich endlich der Graf fest entschloß, sie zu seiner Gräfin zu machen.

Ganz in der Stille ließ er sich in Frankreich trauen, und kam nach Castilien zurück, wo er seine neue Gemahlin von einer sehr edlen französischen Familie abstammen ließ. Die Gräfin Radegunde wußte sich besser in die Castilier zu finden, als vorher die stolze wollüstige Isabelle von Vermandois, und daher war sie allgemein beliebt. Sogar der Graf Garsias Fernandez vergaß, daß seine Traute ehemals ein Freudenmädchen gewesen war, und lebte sehr vergnügt mit ihr. Er war gegen die Saracenen

glücklich, und schrieb dieses Glück der Gnade des Himmels zu, welcher seine Frömmigkeit, die er in der Erfüllung eines gewiß nicht leichten Gelübdes bewies, belohnte; um desto mehr liebte er seine Gemahlin, welche ihm auch gar keine Ursache zur Eifersucht und zum Verdacht gab.

Der Historienschreiber, aus welchem ich diese Geschichte kopirt habe, meynet Don Ferdinand würde sein Gelübde, eine Hure zu einer ehrbaren Frau zu machen, besser erfüllt haben, wenn er die erste Gemahlin wieder angenommen und ihr verziehen hätte: allein ob es gleich wahr ist, daß eine Ehebrecherin und ein Freudenmädchen in gewissen Punkten übereinstimmen, so hatte doch Don Ferdinand mehr Ursache, die schöne Radegunde zu eheligen, als die Isabelle wieder anzunehmen. Letztere hatte ihn empfindlich beleidiget, und ein Freudenmädchen bessert sich wohl noch, aber eine Ehebrecherin bleibt, wie der weise Salomon mit Recht angemerkt hat, ewig eine Ver-

worfene: und dann war das Skandal der Isabelle in Castilien bekannt, wo hingegen Radegunde für ein Muster der Tugend angesehen wurde. Denn damals gabs noch keine grauen Ungeheuer und keine Staatenschurnale, welche zu unsrer Zeit die Geheimnisse der Höfe, und skandalöse Chronik weit und breit verbreiten. Ich denke also Don Ferdinand that Recht, daß er Radegunde zum Weibe nahm, da er doch einmal eine deflorirte Dame heirathen mußte wegen seines Gelübdes.

Don Ferdinand lebte mit seiner Radegunde noch lange, und aus seiner Verbindung mit ihr stammen mehrere Regenten von Castilien.

Ochsenpeter.

Ein Beytrag zur Geschichte der Criminaljustizpflege bey den Franzosen.

Ochsenpeter war ein Viehhändler in jenen Gegenden jenseits des Rheins, welche die Franzosen im Freiheitskriege von Deutschland abgerissen haben, und vielleicht so lange behaupten werden, als die gegenwärtige Verfassung des ohnmächtigen hundertköpfigen Deutschlands, Römisches Reich zur höchsten Ungebühr zubenahmt, bestehen wird.

Er hieß eigentlich Peter Kramp, und war aus Germersheim gebürtig. In seiner Jugend lernte er das Fleischerhandwerk zu Frankenthal, und legte sich auf den Viehhandel, wobey er sich gut stand, und seinen Hang zum Weintrinken nach Herzenslust befriedigen konnte, ohne seinem Beutel Schaden zu thun: es war so ein Stück von Bauchphilosoph, und befand sich bey seiner

Philosophie recht wohl, wie alle diejenigen, welche die Regeln der Bauchphilosophie so anzuwenden wissen, wie sichs gebührt. Da er größtentheils mit Ochsen handelte, so erhielt er davon den Beynamen Ochsenpeter, nach der löblichen Gewohnheit des Rheinländers, wo beynahe jeder außer seinem rechten Namen noch einen oder mehrere Beynamen, wohl auch mitunter Ekelnamen führen muß. Diese elende Sucht, andern gehäßige oder lächerliche Zunamen zu geben, herrscht nicht allein unter dem Pöbel, der es in der ganzen Welt so macht, sondern auch, und, welches wohl zu merken, ganz vorzüglich unter den Honoratioren, oder den höhern Ständen, und die liebe Geistlichkeit in der Pfalz macht es in diesem Stücke nur gar zu arg. Sollte man wohl glauben, daß Geistliche so schöne Beynamen führten, wie folgende sind: Sauschneider, Mistkäfer, Magister-Weitmaul, Rothschwänzchen u. dgl.? Und doch heißen Herren Geistliche, die noch leben, also.

Der Beyname Ochsenpeter war aber doch so wenig ein Ekelname, daß sogar Peter Kramp selbst drauf hörte, wenn ihm jemand so zu rief, und daß die meisten Leute, ihn bloß unter diesem Namen kannten, seinen eigentlichen Zunamen Kramp aber nicht wußten.

Ochsenpeter hatte sein eignes Haus in Germersheim, welches er geerbt hatte, verkauft, und seit dieser Zeit trieb er sich von einem Orte zum andern am Rheinstrom, von Basel an bis nach Cölln, im Breisgau, im Elsaß, im Badischen, in der Pfalz, im Mainzischen, Hessischen, Trierschen u. s. w. herum, wohnte nirgends, und hatte sein Quartier nur in Gasthäusern, Schenken, Kneipen, Mühlen, und bey den Bauern, war aller Orten bekannt, und besonders bey den Kindern denen er immer Heller austheilte, sehr beliebt, nur wollten ihn die Geistlichen nicht loben, weil er nicht zur Kirche kam, und nicht zum Abendmahl ging: aber Ochsenpeter bekannte öffentlich, daß er dem öffentli-

chen Gottesdienſt ſo ſelten beywohne, geſchehe gar nicht aus Verachtung oder Geringſchätzung der chriſtlichen Religion, noch weniger aus Widerwillen gegen die herrlichen Lehren, und erbaulichen Predigten der Herren Paſtöre, für welche er, als für wahre Seelſorger allen Reſpekt habe, ſondern bloß deßwegen, weil er Sonntags und Feyertags jedermann zu Hauſe fände und folglich an dieſen Tagen guten Moſſemattum (Handel) machen könne: übrigens ſey er ein guter evangeliſcher Chriſt, und bereit für das Lutherthum ſein Leben in die Schanze zu ſchlagen, ob er gleich den kleinen Catechismus Lutheri vergeſſen habe u. ſ. w. Dieſer gutmüthigen Erklärung ohnerachtet, paſſirte Ochſenpeter doch für einen halben Ketzer, der den gefährlichen Meynungen des Johann Chriſtian Edelmannes, oder gar des Doktor Carl Friedrich Bahrdts anhinge.

Wenn gleich aber Ochſenpeter für einen Edelmannianer oder Bahrdtianer angeſehen wurde, ſo brauchte man ihn doch ſehr oft

beym Viehhandel, den er ex professo verstand: er war durchaus als ein ehrlicher Kerl bekannt, und genoß eines allgemeinen Zutrauens; wenn Ochsenpeter zu einem Kauf oder Tausch rieth, so war der Handel so gut als geschlossen: aber alles ging zurück, wenn Ochsenpeter andrer Meynung war, oder wenn er auch nur die Achseln zuckte.

Vorzüglich hatte Ochsenpeter sein Wesen auf den Jahrmärkten, wobey in der Pfalz auch meistens Viehmärkte sind; hier war er so recht in seinem Element: denn bey jedem Kauf eines Pferdes, eines Ochsen, einer Kuh oder eines Schweines wurde er zu Rathe gezogen, den er auch immer nach bestem Wissen und Gewissen von sich gab, und für seine Mühwaltung nicht selten belohnt wurde, jedesmal aber, da in den Rheingegenden kein Kauf noch Tausch ohne Saufen vor sich gehen kann, an der Zeche Theil nehmen durfte. So war Ochsenpeter der allgemeine Viehmäkler weit und breit, und berühmter, als mancher Doktor der

Medicin, der den Scharlatan zu machen weiß, ja berühmter, als der hallische Kräutermann selbst.

Allein eben die übergroße Celebrität, in welcher Ochsenpeter stand, brachte dem armen Teufel den Tod, und machte einem gewissen Justizdepartement wenig Ehre.

Zwischen Kreuznach und Alzey wird ohnweit Flonheim auf freyem Felde ein Viehmarkt im Anfang des Jännets gehalten, welcher sehr berühmt ist, und wo sich Ochsenpeter allemal richtig einfand.

Im Jahr 1799 wollte Peter diesen Markt auch besuchen, und kehrte auf dem Wege dahin in einem Dorfe ein, wo er in der Schenke eine Butelle Wein zu sich nahm.

„Ach das ist gut, sagte der Wirth, daß du da bist, Peter: einige Nachbaren haben lange nach dir geankert.“

Ochsenpeter. Erst schenk du ein, und dann laß die Kalaber herkommen.

Wirth. Wers doch so haben könnte, wie du.

Ochsenpeter. Nun wie ich? was hab ich dann zum voraus.

Wirth. Du verdienst Geld wie Heu, und nur so mit Müßiggehen und Herumlaufen.

Ochsenpeter. Mit Herumlaufen und Müßiggehen! daß Dich die Schwerenoth! Ich muß mir mein Bißchen Verdienst sauer genug werden lassen, bey meiner armen Seele, sauer genug muß ich mirs werden lassen. Schenk du nur ein.

Wirth (schenkt ein.) Siehst du, das ist ein Weinchen.

Ochsenpeter. Hast du keinen bessern?

Wirth. O ja, aber der ist auch theurer.

Ochsenpeter. Dummer Jahn, hab ich dann schon darnach gefragt? Nimm den Wein da weg, ich will vom besten haben, und scheere mich nichts drum, was er kostet; verstehst du mich?

Wirth. Siehst du Peter, daß du ein glücklicher Kerl bist. Du kannst vom Besten

trinken, und unser Herr Pastor muß mit Sechskreuzer-Wein vorlieb nehmen.

Ochsenpeter. Euer Pastor? der sollt eigentlich nur Wasser trinken; und das verdient er nicht. Ja das sind mir die rechten Hechte, die Pastoren, die verdienen ihr Geld mit Sünden. Unser einer aber muß herumlaufen, Negozen machen, in Frost und Hitze, im Regen und Schnee auf der Straße liegen, und soll dann noch mit Sechskreuzer-Wein vorlieb nehmen? Ja prost die Mahlzeit, wenn das Bißchen Essen und Trinken nicht wäre, so hätte man ja gar nichts von all seiner Arbeit und seiner Mühe: ich für mein Theil laß mir es wohl schmecken, und schere mich nichts drum, wenn ich auch bezahlen muß. Ein guter Mossemattum bringt alles wieder ein.

Inzwischen hatte der Wirth die beyden Bauern Burkhard Schiel und Peter Hottenbach kommen lassen. Sie waren froh, da sie den Ochsenpeter sahen, und setzten sich zu ihm. Ihr Anliegen war ein Pferdehandel: sie

wollten ihre Pferde verkaufen, weil sie stumpf waren, dagegen sollte ihnen Peter helfen auf dem allgemein berühmten Birkenfelder Pferdemarkte, wo sich sogar Englische Roßkämme einfinden, brauchbare anzuschaffen, aber die alten sollte er auf dem obengemeldeten Viehmarkte vortheilhaft suchen an den Mann zu bringen.

Peter besah die alten Gäule, versprach sich drum Mühe zu geben, blieb die Nacht in der Schenke, und zog den folgenden Tag mit seinen Bauern auf den Viehmarkt.

Die Kälte war fürchterlich strenge, und deßwegen kamen nur wenige Käufer zu Markte. Peter that sich alle Mühe an, die Bauern-Pferde unter zu bringen, aber niemand that ihm ein räsonnabel Gebot.

„Hier ist lauter Lumperey, sagte er endlich zu den Bauern; behaltet Eure Gäule, Ihr müßtet sie ja ohnedem für einen Trumpel hingeben. Ich weiß aber einen Kaufmann.“

Schiel. Wo da?

Ochsenpeter. Zu Nack, da ist der Korell, der kauft sie gewiß; er kann solche Thiere grad brauchen, und kauft der sie nicht, so nimmt sie der Oehlmüller Konrad Lahr für seine Oehlmühle.

Schiel. Wie fangen wir dann das Ding an?

Ochsenpeter. Wie Du doch fragen magst? Ich geh mit Euch nach Haus, morgen früh machen wir uns zeitig auf, und reiten nach Nack und machen unsern Handel. Dann ist der ganze Spas am Ende.

Die Bauern waren alles zufrieden, versprachen dem Ochsenpeter, ihn reiten zu lassen, aber abwechselnd, und setzten sich in eine von Brettern errichtete Weinhütte, wo sie sich alle drey tüchtig bezechten.

Gegen sechs Uhr brachen sie auf: Die Bauern setzten sich zu Pferde, und Peter ging neben ihnen her. Etwan zwey Büchsenschüsse mogten sie geritten seyn, als der eine Bauer seine Reitgerte vermißte.

„Du wirst sie verlohren haben," sagte Peter: „warte, ich werde dir eine andere holen."

Mit diesen Worten sprang Peter neben der Chaussee in einen Weinberg, riß einen Weinpfahl aus, und brachte ihn dem Bauern. Der Bauer lachte, nahm den Pfahl, und die Reise ging weiter.

Gegen dem Dorfe Ufhofen, welches eine Viertelstunde vom Wege ab liegt, verlangte Peter nun auch zu reiten, und sagte dem Bauer Hottenbach, daß er absteigen, und ihn aufsitzen lassen müßte. Hottenbach aber hatte nicht Lust, zu Fuße zu gehn, oder wollte wenigstens den Ochsenpeter necken, und blieb sitzen. Dieser aber griff thätig zu, und wollte den Bauer vom Pferde werfen, der Bauer aber nahm den Weinpfahl und schlug nach Petern. Peter, so trunken er war, bog doch dem Schlag aus, fiel aber doch dabey auf die Erde, und die Bauern jackerten davon.

Du hast ihn garstig getroffen, sagte Schiel zu Hottenbach.

Hottenbach. O der Bengel wollte mich vom Gaul werfen.

Schiel. Aber jetzt ist er gewiß böse, und wird nicht für uns den Handel machen.

Hottenbach. Dann machen wir ihn selbst. Wir wissen nun, wer Gäule braucht, der Korell zu Nack und der Konrad Lahr der Oehlmüller. Aber gieb Acht, Gevatter, der Ochsenpeter kommt uns nach.

Dieser hatte sich wieder aufgemacht, ging aber nicht den Bauern nach, sondern nach Ufhofen, wo er den Schenkwirth Presser besuchte.

In dieser Schenke, wo mehrere Bauern aus dem Dorfe versammelt waren, zog Ochsenpeter über die groben Schlingel von Badenhein — daher waren die genannten Bauern — fürchterlich los, erzählte wie sie mit einem Weinpfahl nach ihm geschlagen hätten, wie er ihnen aber auch nun was teufeln und auf die Treppe legen wolle;

warm sollten sie sich laufen, bis er sich wieder in ihre Händel mischte.

Ueber diesen Monolog leerte er eine Flasche Wein nach der andern aus, ward völlig besoffen und wollte fort. Presser der Wirth stellte ihm vor, es sey schon sehr spät, und er liefe Gefahr bey der fürchterlichen Kälte zu erfrieren. Allein Ochsenpeter ließ sich durchaus nicht aufhalten, und warf dem Wirth einen französischen Louidor auf den Tisch; der Wirth wollte ihm aber nicht so viel Agio geben, als er in der Trunkenheit verlangte, und reichte ihm sein Goldstück zurück, mit dem Bedeuten, daß er ihm borgen wolle, bis er ein ander Mal wieder käme. Nochmals stellte ihm der Wirth die Gefahr vor, welcher er sich aussetzte; da aber Ochsenpeter endlich gar grob ward, und zu dem Wirth sagte: es schiene, als wollte er ihn prellen, indem er stark auf sein Dableiben dringe; so ließ ihn dieser gehen.

Früh kamen Bauern von Lohnsheim über die Chaussee und fanden den Och-

senpeter erstarrt mitten auf derselben liegen.

Sie luden ihn sofort auf ihr Fuhrwerk und brachten ihn nach Hamersheim, wo sie dem Märe die Sache anzeigten Dieser ließ sofort den Ochsenpeter ausziehen, und alles mit ihm vornehmen, was man mit Erfrornen vorzunehmen pflegt, um sie wieder ins Leben zu rufen; aber Ochsenpeter war und blieb todt.

Der Märe berichtete nun die Sache an den Distrikt nach Alzey, und dieser gab Befehl, den Ochsenpeter zu begraben, und seine Verlassenschaft zu specificiren und einzuliefern. Man fand in einer ledernen Katze 682 Goldstücke, meist französische Luidor und Röschensduplonen, einen meerschaumenen Pfeiffenkopf mit Silber stark beschlagen mit dito Kette, und eine schöne silberne Uhr mit einer schweren silbernen Kette. Alles dieses wurde an den Distrikt abgeliefert, vielleicht war auch etwas an den Fingern des Citoyen Märe hangen blieben.

Ochsenpeter wurde begraben, ohne daß ein Medicus oder Chirurgus sein Cadaver untersuchte! So viel hatten die francoficirte Pfälzer noch nicht gelernt.

Unterdeß ließ der Distrikt zu Alzey in die Zeitungen setzen, daß Peter-Kramp, sonst Ochsenpeter genannt, zwischen dem und dem Tag des Monats Nivose, im siebenten Jahr der Republik, auf der Heerstraße eine Viertelstunde von Ufhofen sey erfroren todt gefunden worden, er habe aber noch ein beträchtliches an baarem Gelde und andern Sachen hinterlassen, da er aber keine bekannten Anverwandten habe, so fordre man jeden auf, der auf diese Anverlassenschaft quocunque jure vel titulo Anspruch zu haben glaubte, seine Rechte zu erweisen, und deßhalben sey der und der Tag von der Distriktskommission festgesetzt u. s. w.

Die Zeitungen wurden auch in dem Wirthshause zu Badenheim verlesen und Burkhard Schiel hörte da, daß Ochsenpeter ohnweit Ufhofen todt sey gefunden worden.

Heiß fiel ihm diese Nachricht aufs Herz, und nichts war ihm gewisser, als daß sein Gevatter Hottenbach den armen Teufel müßte erschlagen haben, als sie vom Markte nach Hause reisten. Er stand ganz verstört auf, und ging zum Bauer Hottenbach, welchen er in den desolatesten Umständen antraf.

Auch dieser hatte das tragische Ende des guten Ochsenpeters eben vernommen, hatte die Umstände zusammen gehalten, und als ganz gewiß eingesehen, daß er ihn erschlagen habe, und folglich ein abscheulicher Mörder sey.

„Du hast den Ochsenpeter mit einem Weinpfahl getödtet, sagte Schiel zu Hottenbach, der wie ein armer Sünder hinterm Ofen saß.

Hottenbach. Ach lieber Gott, freilich hab ich das. O du Gott, was fang ich an.

Schiel. Gieb Gott die Ehre, und gestehs der Obrigkeit, daß sie dir dein Recht anthut, sonst kannst du nicht selig werden, und fährst gewiß zum Teufel.

Hottenbachs ganzes Wesen war fürchterlich erschüttert, und sein ganzes moralisches Gefühl ward rege. Er entschloß sich, sich selbst als Mörder anzugeben, und dann zu erwarten, was die Obrigkeit verfügen würde. Schiel meynte, ans Leben könnten sie ihm nicht kommen, aber doch würde er sein Leben lang auf der Festung sitzen müssen. Hottenbach war stumpf gegen alle Strafen, und fühlte nichts als die Vorwürfe seines Gewissens.

Beide Bauern machten sich auf, und gingen nach Maynz, wo sie sich dem Criminalgericht vorstellten. Die Beysitzer dieses Gerichts wunderten sich nicht wenig, daß ein Mann sich selbst als Mörder angab, und sich dabey auf das Zeugniß eines andern und zwar seines besten Freundes berief. Die Franzosen, welche dem Gerichte beysaßen wunderten sich vorzüglich, über das zarte Gewissen der beyden Bauern: denn seit dem Anfang der Revolution haben alle Gräuelthaten, Mordbrennereyen und alle

nur ersinnliche Grausamkeiten aufgehört Gewissenssachen zu seyn. Sie wunderten sich daher, wie rheinländische Bauern so dumm seyn, und wegen einer Lumperey, wie ein Mord ist, sich selbst angeben konnten.

Indessen mogte doch einer und der andre von den Herren des Criminalraths zu Maynz wissen, daß man dem, welcher sich selbst wegen eines Verbrechens angiebt, nicht sofort glauben dürfe, nach der goldnen Regel der Juristen; propriam turpitudinem confitenti difficulter creditur: sie ließen also beyde Bauern verhaften, und fingen an die Sache zu untersuchen.

Von Alzey aus wurde so berichtet, daß sogar den Criminalisten zu Maynz kein Zweifel mehr übrig blieb, die Bauern müßten die Wahrheit gesagt haben. Diese also wurden nochmals verhört, blieben auf einer Rede, und Schiel wurde seines Verhaftes entlassen, aber mit dem Prozeß des Hottenbach wurde der Anfang gemacht.

Die Sage von der Verhaftung der Badenheimer Bauern lief bald in der ganzen Gegend weit und breit herum, und der Wirth Presser zu Ufhofen war nicht der letzte zu dessen Ohren sie kam. Er ließ sich alles genau erzählen, und fand nun, daß ein grober Irrthum zum Grunde beym ganzen Specktackel liegen müsse. Schnell machte er sich zu Roß, und ritt nach Maynz, wo ihm einige von den Criminalgerichtschreibern bekannt waren: diese fragte er, und erhielt so viel Licht, daß er sich nicht scheute, den folgenden Tag vor das hochweise Tribunal zu reiten, und da den Bauer Hottenbach zu vertheidigen.

„Der Bauer bekennt aber, sagten die Citoyens, daß er den Ochsenpeter geschlagen habe.“

Presser. Ganz recht, er hat auch nach ihm geschlagen: das hat Ochsenpeter selbst in meinem Hause erzählt, und zwar gleich eine halbe Stunde drauf, als die Sache geschehen war.

„Der Schlag konnte aber doch tödlich gewesen seyn.“

Presser. Nichts weniger, als das, Ochsenpeter hat gar keinen Schlag bekommen: er ist bey mir gewesen, bis beinahe Mitternacht, und war besoffen, als er fortging. Die Bauern hatten ihn seit sechs Uhr nicht gesehen, wie konnten sie also einen Menschen tödlich geschlagen haben, der nachher noch vier Stunden in einem fort Wein soff?

Dieses Argument leuchtete den Herren endlich ein, und sie fanden nichts dagegen einzuwenden. Nun erst besannen sie sich, daß bey Fällen, wie der gegenwärtige war, eine medicinisch-chirurgische Untersuchung des sogenannten corpus delicti nöthig sey, und gaben daher Befehl — drey Wochen nach dem Begräbniß — den todten Ochsenpeter heraus zu graben, und ihn von einem Arzt und Wundarzt untersuchen zu lassen.

Dieß geschah dann auch, und zum Glück hatte die strenge Kälte nicht zugelassen, daß

das Cadaver in Fäulniß überging. Das Attest der Aerzte fiel dahin aus, daß Peter Kramp, sonst Ochsenpeter genannt, wirklich an einer wahrscheinlich durch die strenge Kälte verursachten Apoplexie gestorben sey, und daß durchaus keine äußerliche Verletzung am Körper wahrgenommen werde, wodurch der Tod hätte können verursacht worden seyn.

Nun saßen die Herren da, und gafften einander an: sie mogten sich wohl ärgern, daß der Criminal-Prozeß auf eine ihnen selbst so höchstunrühmliche Art ein Ende nahm, aber was konnten sie machen? Sie setzten also den Bauern in Freyheit, ich habe aber nicht erfahren können, wer die Prozeßkosten bezahlt hat.

Aus dieser Erzählung, welche mir als in allen ihren Theilen wahr mitgetheilt worden ist, erhellet die Nothwendigkeit der Regel, daß Richter in Prozessen, besonders aber in solchen, wo die Ehre, die Freyheit und das Leben des Bürgers auf dem Spiel steht, niemals vorsichtig genug zu Werke gehen

können, und daß selbst eignes Geständniß des Thäters, wenn es auch durch Zeugen erhärtet ist, nicht allemal hinlänglich sey, eine Thatsache außer allen Zweifel zu setzen.

Damit aber ein Richter alle erforderliche Aufmerksamkeit anwenden könne, ist es höchst nöthig, daß er das Recht und die Anwendung der Gesetze hinlänglich verstehe; daher haben diejenigen sehr Unrecht, welche sich überreden, jeder, der nur gesunden Menschenverstand habe, sey so geschickt genug, über verwickelte Fälle zu urtheilen, und doch sitzen oft Leute ohne Kenntnisse und sogar ohne Menschenverstand in den Gerichtshöfen, und spielen mit der Ehre und dem Leben ihrer Mitbürger.

Fortsetzung und Schluß der Geschichte des Ritter Deterville von Malta.

Vierter Abschnitt.

Deterville eilte nun zu seinem Hassan, und der Gedanke, einen edlen Menschen aus der Sklaverey errettet zu haben, beflügelte seine Schritte.

Hassan sahe den jungen Ritter von weitem, und war froh, daß er wiederkam, aber seine Freude wurde gar in Entzücken verwandelt, als Deterville ihm sagte, daß er frey wäre, und hingehen könnte, wohin er wollte. „Die Sicilier sagte er, haben jetzt keine Händel mit Tunis, und ich weiß, daß in einigen Tagen einige Galleren von hier dahin abgehen. Ich werde mit einem Schiffskapitän reden, daß er Dich mitnehme: komm!"

Deterville führte seinen Erlösten zu einem sicilischen Schiffskapitän, und dieser versprach den jungen Tunesen richtig nach seiner Vaterstadt zu bringen, wofür er neunzehn Dukaten forderte. Deterville bezahlte dieses Geld, gab Hassan noch obendrein einen Beutel mit Scudis, und wollte nun forteilen, um sich und Hassan das Unangenehme, welches Dankabstattungen, mündliche nämlich, immer an sich haben, zu ersparen.

Hassan aber hielt ihn zurück. Willst Du mich schon verlassen, Großmüthiger Retter, sagte er zu ihm? Willst Du keine Worte des Danks von mir hören?

Deterville. Laß mich, lieber Hassan: ich that Dir, was Du verdientest, und bin überzeugt, daß Du Gefühl hast. Lebe wohl.

Hassan. So sage mir wenigstens Deinen Namen?

Deterville. Wozu das?

Haſſan. Ich bin reich, und werde Dir Deine Auslagen wenigſtens erſtatten: denn Deine ſchöne That kann ich Dir nicht belohnen.

Deterville. Ich verlange nichts; und wenn Du mir etwas anbieten wollteſt, würdeſt Du mich beleidigen.

Haſſan. Aber ſchreiben darf ich an Dich? Du wirſt mir doch antworten?

Deterville. Warum nicht?

Haſſan. Nun, ſo ſage mir deinen Namen.

Deterville. Ich heiße Ronſard.

Haſſan. Großmüthiger Ronſard; was Du an mir thateſt, ſoll Dich nie gereuen.

Deterville. Nein, es wird mich auch nie gereuen. Lebe wohl.

Deterville eilte weg, ſo gern Haſſan noch mit ihm geſprochen hätte, und da die Fahrzeuge der Malteſer nun wieder in gutem Stande waren, ſo gingen ſie den folgenden Tag ſchon unter Segel, und kamen glücklich auf Malta an.

Hier wurden sie mit Frohlocken empfangen, und die gefangnen Muselmänner wurden dem Volke zur Schau herumgeführet, und aller Muthwillen an ihnen verübt. Deterville, welcher diese unwürdige Behandlung der Gefangnen zum ersten Male sahe, setzte sich dawider, aber man bewies ihm, daß es erlaubt und christlich sey, ungläubige Hunde zu schabernacken; das sey ja doch nur Kleinigkeit, und der Teufel würde sie einst in der Hölle ganz anders herum kuranzen.

Die schöne That des jungen Ritters ward auch auf Malta bekannt, aber sie wurde nicht auf einerley Art ausgelegt. Wenige nur lobten sie, die meisten verdammten sie, als eine übel angebrachte Großmuth. Die Pfaffen und Mönche machten gar eine Sünde draus, und behaupteten, daß der Ritter sich hätte großes Verdienst erwerben können, wenn er das zur Befreyung eines türkischen Hundes mißbrauchte und weggeworfene Geld einem Kloster geschenkt, oder dafür ein Mutter-

gottesbild ausstaffirt hätte. Deterville hörte alle diese Urtheile, kümmerte sich aber nicht darum: denn er wußte was recht war, wußte aber auch, daß schiefen Augen alles schief vorkommt, sey's auch noch so gerade.

Einige Monate nach dieser Begebenheit kam ein Brief auf Malta an mit der Ueberschrift: an den Ritter Ronsard. Nun war zwar sonst ein Malteser gewesen, der Ronsard hieß, dieser aber war längst todt: also wurde der Brief dem Sekretär des Ordens gebracht, und von demselben eröffnet.

Es waren zwey Briefe, einer von einem englischen Kaufmann aus Cadix. Dieser schrieb dem Ritter Ronsard, daß er den Auftrag habe, ihm zwey tausend Dukaten auszuzahlen, er möge daher nur schreiben, wo und von welchem Handelshause er dieses Geld ziehen wollte. Der andre war ein Brief des Juwelenhändlers Hassan von Tunis. Dieser dankte seinem Retter für seine Befreyung in Sicilien, und bat ihn die Kleinigkeit, welche ihm Herr John aus Cadix geben

würde, zum schwachen Beweis seiner Dankbarkeit anzunehmen.

Der Ordenssekretär mußte nothwendiger Weise auf Deterville fallen: allein der Name war doch Ronsard und nicht Deterville. Um sich noch diesen Zweifel zu heben, besuchte er den Ritter.

„Sennor Cavallero, sagte er zu ihm, haben Sie dem Hassan, welchen Sie in Palermo frey machten, Ihren Namen gesagt?

Deterville. Nein. Aber wie kommen Sie dazu, mich zu fragen?

Sekretär. Auf die natürlichste Art von der Welt. — Es ist ein Brief eingelaufen.

Deterville. Ach ich errathe! Ein Brief an den Ritter Ronsard.

Sekretär. Richtig, an den Ritter Ronsard: aber der Brief ist im Grunde an Sie (giebt ihm die Papiere.)

Deterville (nachdem er sie gelesen). Hassan ist doch ein edler Mann, aber eben

deswegen, weil ich Aeußerungen seines Edelmuths ahndete, verschwieg ich ihm meinen wahren Namen, und nannte mich Ronsard. Ich kann von diesen Briefen keinen Gebrauch machen, doch will ich sie behalten, und zu seiner Zeit der Welt zu lesen geben, um meine Mitchristen zu überzeugen, daß auch in einem türkischen Busen ein dankbares redliches Herz schlagen kann. — Aber lieber Sekretär, ich habe nun eine Bitte an Sie.

Sekretär. Und die besteht? —

Deterville. Darin, daß sie dem Kaufmanne John zu Cadix ein mit dem Ordenssiegel konfirmirtes Zeugniß zuschicken, daß der Ritter Ronsard todt ist, daß folglich alle künftig an ihn einlaufende Briefe unerbrochen zurück geschickt werden würden. Verstehn Sie mich?

Sekretär. Ich verstehe Sie recht gut: aber es scheint mir doch nicht recht zu seyn, das edelmüthige Anerbieten Ihres afrikanischen Freundes so schlechterdings

von der Hand zu weisen. Und zudem wissen Sie ja, daß man kein Falsum begehen darf?

Deterville. Begehn Sie denn ein Falsum, wenn Sie bezeugen, Ritter Ronsard sey todt? Ist er nicht vor einigen Jahren im Duell geblieben? — Kurz, lieber Sennor, Sie sind mein Freund, und schlagen mir diesen Gefallen nicht ab.

Der Sekretär bewunderte die Großmuth des jungen Ritters, stellte den verlangten Todtenschein aus, und bald hernach erhielt Hassan zu Tunis die traurige, durch ein glaubwürdiges Zeugniß bestätigte Nachricht von dem unglücklichen Ende seines unvergeßlichen Freundes. Er beweinte ihn aufrichtig, und ließ ihm in seinen Garten ein Denkmal setzen, worauf die schöne That des Malteſers mit goldnen Buchstaben eingegraben war.

Es verstrichen wieder einige Jahre, und während dieser Zeit befand sich Ritter Deterville bey mancher Expedition wider die Ungläubigen, das heißt, wider die türki-

schen und afrikanischen Korsaren. Endlich entschloß sich der Großmeister des Ordens einen Botschafter an den Kaiser von Marocco zu schicken, und Deterville, welcher denjenigen arabischen Dialekt erlernt hatte, welcher in Fetz gesprochen wird, wurde zu diesem Geschäft erwählt. Mit Freuden übernahm Deterville die Gesandtschaft, und war in seinen Verrichtungen so glücklich, daß er zwischen dem maroccanischen Monarchen, und dem Malteserorden einen Waffenstillstand auf viele Jahre bewirkte. Schon schickte er sich zu seiner Rückreise an, als er früh in seinem Bette überfallen, gebunden, und so fort getragen wurde, ohne daß er wußte, wohin man ihn brachte. Diejenigen, welche ihn entführten, hatten, um alles Aufsehen zu vermeiden, die Vorsicht gebraucht, ihn in eine Sänfte zu stecken, worin die vornehmen Maroccanerinnen sich tragen lassen, und so wurde er auf ein Schiff gebracht, welches in dem Augenblick absegelte. Gerne hätte er geschrieen, und

um Hülfe gerufen; aber seine Entführer hatten ihm dieses durch einen im Munde befestigten Knebel unmöglich gemacht. Endlich wurde die Sänfte geöffnet, und Deterville sahe sich auf einem Kaperschiffe.

Wo bin ich, fragte Deterville?

Der Kapitän. Das siehst Du doch wohl; aber wenn Du es ja nicht sehen solltest, so will ich Dirs sagen; Du bist auf dem Schiffe des Jlef Mulei von Tunis, dem Du schon einige Mal so häßlich mitgespielt hast.

Deterville. Wer unterstand sich, mich in Deine Gewalt zu bringen?

Der Kapitän. Närrische Frage! Ich wußte, daß Du in Fetz warst, und beschloß, Deiner habhaft zu werden, es koste auch was es wolle. Aber es ward mir leicht: denn ich bestach die Sklaven Deines Wirthes, diese ließen meine Leute in das Haus, worin Du logirtest, und nun weißt Du alles.

Deterville. Wohin führst Du mich?

Der Kapitän. Wohin sonst, als nach Tunis? Du mußt auch erfahren, wie's thut, wenn man in türkische Gefangenschaft geräth.

Deterville. Wie lange soll diese währen?

Der Kapitän. Bis Du Dich lösest.

Deterville kannte die Gesinnungen der Seeräuber, verlohr also kein Wort in Bitten, und ließ sich ganz geduldig nach Tunis bringen. Jlef Mulei behielt ihn bey sich, und brauchte ihn zur Besorgung seines Gartens, wozu Deterville viele Anlagen zu haben schien.

Malteser, sagte eines Tages Jlef zu seinem Sklaven, komm mit mir: ich will Dir in einem andern Garten ein Parterre zeigen, wie ich eins in dem Meinigen zu haben wünschte. Deterville folgt seinem Herrn, der ihn in einen prächtigen Garten führte. Deterville betrachtete das Parterre, machte einen Abriß davon, und schon wollten sie zurückgehen, als Deterville ein Monument

erblickt, worauf der Name Ronsard mit goldenen Buchstaben stand. Er ward aufmerksam, las die ganze Aufschrift, und fand seine eigne Geschichte.

Hast Du das Parterre genug besehen, Malteser, fragte Jlef, um mir auch so eins anzulegen.

„Noch nicht recht," erwiederte Deterville: „ich muß noch einiges genauer betrachten."

„Gut, so bleib noch hier: meine Geschäfte rufen mich sonst wohin, Du kannst nachkommen."

Fünfter Abschnitt.

Deterville sahe mit dem innigsten Freudengefühl, daß er in dem Garten seines Freundes Hassan war, und beschloß sich ihm zu zeigen, seine gegenwärtige Gesinnungen, an deren Rechtschaffenheit er gar nicht zwei-

felte, zu prüfen, und in seiner jetzigen Lage Gebrauch davon zu machen. Er fragte daher einen Sklaven, ob der Herr des Gartens nicht auch hieher komme? Er kommt alle Tage drey Mal in seinen Garten, antwortete der Sklave, und wird bald hier seyn.

Deterville. Ich mögte ihn gerne sehen.

Sklave. Dann bleib nur in der Nähe dieses Monuments: hieher kommt er jedes Mal.

Deterville beschäftigte sich zum Schein mit seiner Zeichnung, und sahe endlich seinen Hassan die Allee herauf kommen: Hassans Gesicht war traurig, und als er sich dem Monument näherte, entfielen seinen Augen einige Thränen. Deterville sahe dieß und wurde innigst gerührt.

Hassan blieb mit gefaltenen Händen vor dem Monumente stehen, sagte einige Verse aus dem arabischen Dichter Montanabbi laut her, und wendete sich um; auf einmal trat Deterville vor ihn.

„Theurer Hassan, kennst Du mich noch!“

„Gott, Schatten meines Ronsard, wer ruft Dich aus den Gefilden des Paradieses in diese Welt zurück? Sollten meine Gebete, meine heißen Wünsche —

Deterville. „Nicht doch, edler Freund, ich bin kein Schatten, ich bin nicht gestorben; ich selbst habe Dich mit der Nachricht von meinem Tode hintergehen lassen, aber ich lebe noch und stehe jetzt vor Dir.“

Hassan. Sey mir willkommen, Du Rechtschaffner. Aber wie sehe ich Dich im Sklavenkleide?

Deterville erzählte seinem Freunde alles, was ihm begegnet war, und Hassan kam bey dieser Erzählung vor Freuden außer sich. Gelobt sey Allah, rief er aus, gelobt sey der Gott des hohen Himmels und der niedern Erde, der Dich in die Sklaverey brachte, damit ich Gelegenheit haben sollte, Dir zu beweisen, wie theuer Du mir bist. Komm, Freund, Deine Sklaverey hört auf; ich kenne den

Ilef Mulei, ich werde Dich von ihm los machen. Komm, und genieße die Wonne der Freundschaft in den Armen Deines redlichen Freundes.

Deterville ging mit seinem Freunde in dessen Wohnung: ein prächtiges Zimmer wurde ihm eingeräumt, und ehe es noch Abend ward, kam Ilef, der Korsar, und versicherte dem Ritter, daß er ihn völlig frey gäbe, und bereit sey, ihn wieder nach Fetz zurück zu bringen, wenn er es haben wollte. Hassan versicherte, daß dieß noch Zeit hätte, und daß er sich von seinem Freunde noch nicht trennen könnte.

Deterville wurde in Hassans Hause von allen Bedienten so geehrt, wie der Herr selbst, welcher ihn bat, all das Seine so zu gebrauchen, als wenn es ihm eigen wäre. Der Ritter befand sich wohl in den Armen der Freundschaft, aber seine Ritterpflicht rief ihn nach Malta: er drang also täglich in Hassan, ihn fortzulassen, daß dieser endlich nachgab.

Du sollst ziehen, lieber Deterville, sagte Hassan, aber ehe Du abgehst, muß ich Dich meiner Mutter, meiner Gattin und meinen Geschwistern vorstellen: die müssen den Mann sehen, der mich gerettet hat.

Deterville, neugierig, türkische Frauenzimmer vom Stande zu sehen, welche sonst nie oder höchst selten sichtbar werden, ließ sich gerne in das Innere von Hassans Wohnung führen, und wurde von allen aufs herzlichste empfangen. Hier sahe er Janna, Hassans Schwester, und als er sie gesehen hatte, wünschte er Janna mögte eine Französin und er kein Malteser seyn. Düster und in sich gekehrt, verließ er das Gemach der Frauenzimmer, und klagte über Kopfweh, als Hassan ihn fragte, warum er nicht mehr munter sey.

Meine Mutter läßt Dich bitten, heute Abend mit ihr zu speisen, sagte Hassan zwey Tage hernach zu dem niedergeschlagenen mürrischen Ritter, und der Ritter nahm alle seine gewöhnliche Munterkeit wieder an.

Dieß

Dieß fiel Hassan auf, und er beschloß, Untersuchungen anzustellen. Zwey-, dreymal wurde Deterville zu Hassans Mutter gebeten: jedes Mal, wenn er diese Gesellschaft verließ, war er verdrießlich, selbst Hassans freundlichstes Gespräch konnte ihn nicht aufheitern.

„Du liebst meine Schwester Janna, sagte Hassan. Gesteh's mir, lieber Freund, und entdecke Dich mir."

Deterville seufzte.

„Entdecke Dich mir, und glaube, daß die Freundschaft alles möglich machen kann.

Deterville. Ach Freund, das Unmögliche macht auch die wärmste Freundschaft nicht möglich.

Hassan. Du liebst also Janna?

Deterville. Mehr als mein Leben.

Hassan. Janna ist Dein: das gute Kind liebt auch Dich. Komm!

Deterville und Janna wurden ein Paar, und gingen nach Fetz. Janna wurde da

für eine Verwandte des Ritters ausgegeben, viele glaubten es, aber einige Malteser, welche nach Fetz gekommen waren, und Janna gesehen hatten, schöpften Verdacht, spürten genauer nach, und entdeckten die Wahrheit. Sie meldeten ihre Entdeckungen dem Großmeister, und dieser rief den Ritter augenblicklich zurück.

Bisher hatte Deterville bloß der Liebe gelebt, und sich wenig um die Zukunft bekümmert: jetzt erschrack er, als er nachdachte, und zitterte, wenn er überlegte, wie's noch mit ihm werden könnte. Doch gehorchte er, und ging nach Malta, in der Hoffnung sich seines Gelübdes zu entledigen, und dann mit Janna seiner Gattin öffentlich zu erscheinen: das schöne Weib hatte ihn versichert, daß sie keine Schwierigkeit machen würde, eine Christin zu werden.

Auf Malta war schon alles verrathen: der Großmeister fürchterlich über das von

Deterville gebrochene Gelübde *) aufgebracht, und ehedem persönlich von ihm beleidigt, befahl ihn sofort ins Gefängniß zu setzen, und trug dann die Sache auf dem allgemeinen Ritterconvent, welcher bald hernach gehalten wurde, als eine schreckliche Entheiligung des Ordens vor. Unter den Rittern war zwar kein einziger, der befugt gewesen wäre, einen Stein aufzuheben und auf Deterville zu werfen; jeder hatte wenigstens eine Mätresse, und doch stimmten beynahe alle wider den unglücklichen Ritter: denn seine Vorzüge hatten von jeher die ihrigen verdunkelt. Die Strafe, welcher Deterville unterworfen wurde, war ein ewiges Gefängniß. Daß seine Ehe für null und nichtig erklärt wurde, versteht sich von sich selbst.

*) Der Keuschheit, das ist: der Enthaltung vom Ehestande, nicht der Vermeidung alles nähern Umgangs mit Frauenzimmern. Dieß letzte ist bey den Gelübden wohl erlaubt. Pasquier tom. 2. p. 486.

Deterville war untröstlich, als ihm das barbarische Urtheil bekannt gemacht wurde: er sollte auf ewig von Janna getrennt, im Kerker schmachten, und in welchem Kerker? Der Tod wäre ihm in diesem Augenblicke willkommen gewesen. Indessen wurde er eingesperrt, und alle seine Bemühungen seiner Gattin, oder seinem Freund Hassan Nachricht von seinem Schicksal zu geben, waren vergeblich.

Janna wartete ängstlich auf die Rückkehr ihres Deterville, aber ehe sie noch ihrem Bruder von ihren Besorgnissen Nachricht geben konnte, hatte dieser schon das traurige Schicksal seines Freundes erfahren. Statt zu seufzen und zu klagen, entschloß sich Hassan, seinen Freund zu retten. Er ging nach Fetz, tröstete seine Schwester, und dann begab er sich nach Malta, wo er mit Juwelen handelte.

Nach vieler vergebens angewandter Mühe gelang es ihm endlich, den Wärter des Gefängnisses, wo Deterville saß, zu be-

stechen, und diesen zu befreyen. Beyde Freunde verließen Malta, und von dieser Zeit an lebte Deterville als Handelsmann in Fetz mit seiner Janna. Es ist unbekannt, ob Deterville die Religion Mahomeds wirklich durch die hierzu bestimmte Ceremonie angenommen habe, oder nicht; aber das ist gewiß, daß er alle Gebräuche der Muselmänner mitmachte, und in ganz Fetz für einen Rechtgläubigen gehalten wurde. Er hatte genug gelernt, um einzusehen, daß die äußern Religionsgebräuche durchaus indifferent sind, und daß man eben so unschuldig vor den Baalim oder dem Kalbe in der Wüste, als vor einer heiligen Hostie knieen könne. Genug Deterville lebte als Muselmann, bis endlich die fürchterliche Revolution in Frankreich ausbrach. Hassan starb 1790 und im folgenden Jahr verlohr Deterville auch seine geliebte Janna. Nun war nichts, das ihn in Afrika band, als sein Sohn, ein hoffnungsvoller Mann: aber dieser konnte schon seinen eignen Weg selbst

gehen, und als dieß Deterville überdachte, so ward die Begierde, sein Vaterland, welches damals in der fürchterlichsten Krise lag, wieder zu sehen, in seinem Herzen unwiderstehlich lebhaft. Er übergab seine Handlung dem geliebten Nasur, seinem einzigen Sohn von Janna, und ging nach Marseille im Jahr 1793. Unthätig wollte Deterville nicht seyn, er wollte auch zeigen, daß er ein Franzose sey, und machte zwey Feldzüge in Italien mit. Seine Tapferkeit zeichnete ihn aus, er ward Colonel, aber eine Kanonenkugel tödtete ihn am Adige. Er liegt auf dem Schlachtfelde begraben.

Der Chiromantist.

Eine wahre Geschichte.

Der vor ohngefähr zwanzig Jahren verstorbene Professor der Medicin Nietsky in Halle, war ein äußerst sonderbarer Mann, sowohl in Absicht seiner Lebensart, als auch seiner Meinungen. Er war ein Katholik, trieb aber die äußern Gebräuche dieser ceremonidsen Religion wenig, und würde an jedem katholischen Orte in gar manche kirchliche Strafen gefallen seyn, und wie Babo und Montbuisson zu Mannheim manches Pfund Wachs haben bezahlen müssen; aber so lebte er in Halle und zwar unter Friedrich dem Zweyten, und die Patres an der dasigen katholischen Kirche, welche sonst nicht ohne Eifer sind,

mußten sich begnügen, dem Herrn Professor Vorstellungen zu machen.

Die Lebensart des Professors war nichts weniger als fein: in Gesellschaften entschuldigte er sein ekelhaftes Rülpsen und seine knallende Explosionen mit dem Weidespruch: naturalia non esse turpia; stäts hatte er beyde Hände in den Hosen, qualmte fürchterlich Tabak, und bespuckte alle Zimmerboden voll.

Wurde ihm etwas zu essen oder zu trinken gegeben, so kritisirte er alles aufs ärgste: dann war das Fleisch zu mager und nicht gar gekocht, die Suppe war versalzen, der Brey angebrannt, der Kaffee schmeckte, als habe man statt Kaffeebohnen Saubohnen genommen, der Wein war essigsauer, das Bier wahrer Kofent und der Schnapps Fuselwasser. Einst speiste er bey dem verstorbenen geheimen Rath Nettelbladt, hielt sich auch über alles auf, und nahm bald Abschied. „Wo wollen Sie denn schon hin," fragte Nettelbladt? „Auf Paus-

ins Kaffeehaus," erwiederte Nietsky, „ich habe noch Hunger."

Alle seine Reden waren beleidigend, und wo er etwas fand, das nach seiner Meynung Tadel verdiente, da tadelte er ohne alle Schonung, und zwar ganz öffentlich: seine Widersprüche spickte er immer mit dergleichen Floskeln: „das ist nicht wahr; das ist erstunken und erlogen; ja Prost die Mahlzeit; Sie verstehn das nicht, ich muß es besser wissen; Sie prostituiren sich, wenn Sie so plappern u. dergl."

Mit den Studenten ging Nietsky sehr grob um, nannte sie Er, und glaubte wunder wie artig er es machte, wenn er im Collegium hört Ihr Herren, wie der Nachtwächter, sagte. Seine Sprache war äußerst pöbelhaft, und plump, seine Stimme unangenehm und abschreckend: seine ohnehin unangenehme Gesichtsbildung wurde noch mehr entstellt durch das grelle Verzucken des Mundes, welches er sich angewöhnt hatte.

Als Mediciner war Nietsky so wie als Gelehrter ein sehr mittelmäßiger Held: eine Pathologie hat er geschrieben, welche in der Curtischen Handlung Makulatur geworden ist, und wenn sich die Natur nicht selbst half, und auch die zweckwidrigen Kuren des Doktors überwand, so waren seine Kranken verlohren.

Und doch hatte der Professor Nietsky viele Kunden und ein zahlreiches Auditorium, er wurde oft zu Gaste gebeten, und man sah ihn gerne, wohin er auch kam.

Dieses war allerdings eine seltne Erscheinung, welche niemand nach der eben gemachten Schilderung hätte erwarten sollen, und doch war es so. Böhmer war weit gelehrter, als Nietsky, und doch blieb sein Auditorium leer, selbst der allgemein beliebte Professor Junker hatte kaum die Celebrität des unwissenden Nietsky. Woher kam das? Antwort: daher, daß Nietsky einen Nimbus um sich verbreitete, und sich das Ansehen gab, als stünde er mit

höhern Wesen in Bekanntschaft und könne im Buch des Schicksals lesen. Leute, welche dieses von sich können glauben machen, sind der Achtung der Welt vollkommen sicher.

Im Collegium sprach Rietsky lauter Unsinn, aber eben dieser Unsinn beförderte sein Ansehen, weil er ihm den Anstrich hoher Weisheit gab. Er sprach immer geheimnißvoll, und wenn er auch gewisse Themen, zum Beyspiel von der weissagenden und vorempfindenden Kraft der Seele, von Signaturen des Körpers, vom Einfluß der Gestirne und Constellationen auf die Schicksale der Menschen, von Träumen und ihrer Bedeutung, und besonders vom Händelesen oder von der Chiromantie kam, war er unerschöpflich. Kein Mensch verstand ihn zwar denn was er sagte, war Wahnwitz, aber eben dieses machte, daß man ihm eifrig zuhörte, um doch endlich auch etwas von dieser hohen Weisheit aufzuschnappen.

Der Professor Thunmann und Peter Eberhard waren erklärte Feinde al-

ker Astrologie, Geomantie, Onirvmantie, Chiromantie und andrer dergleichen Künste der Finsterniß, sie redeten laut wider diese Possen, und da es ihnen nicht an Witz fehlte, suchten sie selbige lächerlich zu machen, und so zu würdigen, wie es Künste verdienen, welche von Betrügern erfunden und von Dummköpfen befördert und verbreitet worden waren.

Indessen schadete dieß dem Nietsky nicht: denn nun bekam er Anhänger, und seine Studenten fingen an die Sache — nach ihrer Art — zu untersuchen und fanden nach studentischer Prüfung viel Wahrscheinlichkeit und Wahrheit in dem System der Prädiktionen. Auf allen Kneipen, wohin die Studenten kamen, und damals lag die ganze Universität tägtäglich auf den Kneipen und Dorfschenken, wurde die Frage ventilirt, ob man aus Händen prophezeihen könne u. s. w.

Ein gewisser Student Tremmler, welcher die Rechte lernte, aber doch auch

Rietsky's elende Vorlesungen über Kaltschmidts Medicina forensis besuchte, wobey der berühmte Mann auch seinen onirochiromantischen Aberwitz auskramte, widersprach anfangs dem Unsinn stark, und nahm es mit seinen Freunden auf, welche das Zeug vertheidigten: denn er hatte Thunemann und Eberhard gehört, und konnte nun nur noch über das hyperphysische Wesen lachen.

Aber was man oft und alle Tage hören muß, wird endlich glaublich, so wie ein Erzlügner endlich auch alles glaubt, was er andern auftischt und selbst andere beredet, das sey wahr, was sie sonst mit Gewißheit für Lügen hielten. Eben so ging es dem Professor Rietsky und seinen Studenten: er hielt sich für einen Chiromanten und Astrologen, und seine Studenten glaubten ihm dieses selbst. Tremmler ward nach und nach von der hohen Wahrheit, daß Herr Professor Rietsky weissagende Geschicklichkeit besitze, völlig überzeugt.

Tremmler hatte ausstudiert, das heißt, er war so lange auf Universitäten gewesen, als man da zu bleiben pflegt, um die Brodstudien zu erlernen, aber einmal hatte Freund Tremmler nichts gelernt, und fürchtete sich vor dem Examen, dabey hatte er auch ein Mädchen an der Hand, und diese beyden Umstände machten den Wunsch, noch ein Jahr in Halle zu bleiben, sehr rege.

Der Vater des jungen Tremmlers war Stadtgerichtsassessor in einer pommerschen Provinzstadt, ein reicher aber eigennütziger, rechthaberischer Mann, welcher den Grundsatz hatte, man müsse den Kindern den Willen brechen, das heißt, nichts von dem thun, was sie verlangen, es sey vernünftig oder toll, dieß sey nämlich immer eins. Tremmler kannte seinen Vater, und wußte daß er gewiß nicht erhalten würde, was er haben wollte, wenn er drum sollicitirte: er wußte aber auch, daß Professor Rietsky viel in Pommern galt,

und versuchte es, diesen Mann für sich zu gewinnen.

Er ging zu Nietsky; zahlte ihm seinen Kohl über die Medicina forensis, und trug ihm dann sein Verlangen vor, bat ihn aber auch zugleich, ihm zu sagen ob er hierin reussiren, und wie es ihm in Zukunft gehen würde. Nietsky, welcher dafür bekannt war, daß er gerne Stadtmährchen hörte, hatte dann auch erfahren, daß Tremmler sich sonst stark über die Chiromantie aufgehalten hatte, nun aber von seinem Unglauben zurückgekommen war; er freute sich über die Bekehrung, und sagte:

Also, Er junger Mensch, Er glaubt also doch, daß man aus der Hand was Zukünftiges prophezeihen könne?

Tremmler. O ja, Herr Professor.

Nietsky. Aber Er hat doch sonst darüber skallirt?

Tremmler. Ich glaubte, diese Wissenschaft sey ungegründet, aber nun bin ich überzeugt. Thunmann und Eberhard —

Rietsky (einfallend) Ja, das sind mir die rechten, Thunmann und Eberhard, der eine ist ein Annodominismann, und der andre ein Pescheck *) weiter nichts, die Leute haben Grütze im Kopf, und gar keinen Begriff von der Pansophia, sind nicht in die qualitates occultas der Seele eingedrungen, und verstehen gar nichts. Ich muß das besser wissen.

Ehe aber Rietsky dem Studenten die gute Wahrheit à la Zigeuner aus den Lineamenten der Hand weissagte, fragte er ihn erst recht aus, und erfuhr von ihm so viel, als ihm zur Stellung eines richtigen Prognostikons nothwendig war, dann nahm er seine Hand und nachdem er lange drauf hingesehen hatte, ließ er sein Orakel also vernehmen.

„Jun-

*) Professor Eberhard hatte unter den Studenten den Namen Pescheck, Thunmann hieß Annodominismann, weil er die Jahrzahlen immer so anführte: anno domini — 1722 u. s. w.

„Junger Mensch," sagte er, Er wird noch ein Jahr in Halle bleiben, dieses ist pro primo: aber dann wird Er nach Hause gehen, und dieses ist pro secundo; sein Mädchen wird er nicht heirathen, und dieß ist pro tertio; Seine Tante wird sechs Monate nach seiner Ankunft zu Hause sterben, dieß ist pro quarto; ein Amt wird Er suchen, und drauf seyn, eins zu erhalten, aber es wird ihm vor der Nase weggekapert werden, und dieß ist pro quinto; hernach wird Er kein Amt erhalten: denn Er wird nach Verlauf eines Jahres sterben, dieses sag ich Ihm pro sexto.

Wie versteinert stand Tremmler da; und wollte sich nähere Auskunft vom Professor geben lassen, allein eben kam ein Fremder, welcher den Professor schnell zu einem Kranken rief, und der Student mußte abgehen.

Einige Tage war Tremmler sehr niedergeschlagen, seine Freunde merkten seine Gemühtsunruhe, und suchten ihn aufzuheitern: endlich gestand er ihnen das Prognostikon des

Professors Nietsky, und sie brachen in ein großes Gelächter aus, wie doch ein sonst kluger Mann sich durch so läppische Grillen könnte irre machen und niederschlagen lassen. Ihre Vorstellungen verfehlten ihren Zweck nicht: denn Tremmler verbannte die traurigen Vorstellungen, und erzählte öffentlich, was ihm Nietsky prophezeihet hatte, worüber er und seine Freunde sich derb lustig machten.

Semmler, der große Antagonist des Teufels und seiner häßlichen Tochter Superstition, erfuhr daß Nietsky den Studenten, wie ein herumlaufendes Ziegeunerweib, die gute Wahrheit sagte, ärgerte sich über dieses schändliche, einem Gelehrten so unanständige Betragen, und schrieb dem Professor einen derben Brief, worin er ihm die gute Wahrheit auch so nach seiner Art derb genug sagte, aber Freund Nietsky nahm das Ding übel, und antwortete Semmlern, daß er sich nicht in Sachen zu mischen habe, die ihn nichts angingen, und beschwerte sich deßhal-

den noch obendrein bey dem Prorektor. Dieser, damals ein Theologe! — und ein Mann, vor dessen Kenntnissen und Verdiensten Deutschland längst Achtung bezeugt hatte, rieth Semmlern, den Hrn. Professor Rietsky ungehudelt zu lassen: man müsse über dergleichen Dinge mit niemand streiten, ein jeder könne darüber denken, was er wolle. Die Herren Thunemann und Eberhard, welche der Astrolog und Chiromant auch verklagt hatte, erhielten dieselbe Weisung. Semmler ärgerte sich, Thunemann aber und Eberhard lachten, alle drey aber ließen den aberwitzigen Aesculap gehen.

Rietsky hatte indessen einen wirksamen Brief an den alten Tremmler geschrieben, und bey demselben die Erlaubniß noch ein Jahr in Halle zu bleiben, für den Herrn Sohn ausgewirkt. Wer war froher, als der junge Tremmler? Studiren konnte er nun und karessiren, und zwar noch ein ganzes Jahr: das Erstere trieb er nicht gar fleißig, wohl aber das Letzte: so verstrich das Jahr,

und nun sollte er absolut nach Hause kommen.

Mit schwerem Herzen zog Trömmler von Halle ab, und kam zu seinem Vater, welcher fest glaubte, daß sein Sohn professormäßige Wissenschaft mitbrächte. Es verging ein Vierteljahr; der Vater drang drauf, daß der Sohn sich um ein Amt bewerben sollte, damit er ihm aus dem Brodt käme, und nicht so auf der faulen Eselshaut herumläge. Dem jungen Trömmler gefiel dieser Rath auch: denn er hätte gerne ein Aemtchen gehabt, um sein liebes Riekchen holen zu können. Allein wie erschrack er, als ihm ein aus Halle zurückkommender Landsmann erzählte Riekchen sey eine Braut und heirathe einen Zinngießer in Halle.

Das Mädchen hatte nämlich Verstand genug gehabt, um einzusehen, daß eine Studentenliebschaft eine sehr unsichre Sache ist, und daß ein Frauenzimmer, welches sich auf das Abholen von einem Manne verläßt, der ihr auf der Universität die Ehe versprochen

hat, wie eine Närrin handelt, weil die allermeisten Mädchen dieser Art häßlich angeführt werden, und hernach gar sitzen bleiben, oder sich dem ersten besten in die Arme werfen müssen. Als daher sich ein ehrlicher Zinngießer um sie bewarb, vergaß sie den Herrn Tremmler, und heirathete den ehrlichen Zinngießer.

Tremmler wurde tief gebeugt durch die Nachricht von der Untreue seiner Geliebten, und noch mehr, durch die Erinnerung an Pietskys Orakel, daß er sein Mädchen nicht heirathen würde. Ein Stück und noch Eins von Pietskys Weissagung war erfüllt worden, er hatte ihm voraus gesagt, daß er noch ein Jahr in Halle bleiben, daß er aber sein Mädchen nicht zur Frau haben würde.

Nun starb auch seine Tante, welche ihn sehr zärtlich geliebt hatte: ihr Tod rührte ihn sehr, aber daß abermals eine Weissagung des Professors in Erfüllung gegangen war, vermehrte seine Angst schrecklich. Seine Tante starb, und zwar fast um die Zeit, welche

Rietsky angegeben hatte, Tremmler fing nun im Ernste an zu glauben, daß der Professor die geheime Kunst, die Zukunft zu enthüllen, besitze, und fürchtete das Schicksal, welches ihm dieser prophezeihet hatte; doch schämte er sich, seinen Kummer zu entdecken, und verschloß ihn in sich selbst.

Der Vater drang drauf, daß der Sohn ein Amt suchen sollte, und dieser ließ sichs gefallen, um eine Rentmeisterstelle anzuhalten. Alles ließ den jungen und den alten Tremmler die Erfüllung ihrer Wünsche hoffen, allein ein unvorhergesehner Zufall machte alles zu Wasser: der junge Tremmler beleidigte ein gewisses bejahrtes Fräulein, welches Verse machte, und jeden, der ihr nahe kam, mit Vorlesen ihres Machwerks heimsuchte. Tremmler mußte ihr einst zuhören, und hatte das Unglück zu jähnen: nun hatte er die Gunst des älternden Fräulein verlohren, sie sann auf Rache, und da ihr Bruder der Geheimerath großen Einfluß auf die Ver-

gebung der Rentmeisterstelle hatte, so fiel Tremmler natürlicher Weise durch.

Der alte Tremmler tobte, und schalt auf Ungerechtigkeit und Partheylichkeit, der junge aber fand in dem Gang der Begebenheiten mehr, als menschliche Handlung: er dachte an seinen hallischen Wahrsager, den Chiromantist Nietsky, und an dessen Prophezeihungen, an deren Gründlichkeit er nun keinen Augenblick mehr zweifelte. So verfiel der junge Mann in einen Trübsinn, der ihn endlich zu einem traurigen Selbstmord verleitete. Man fand ihn eines Morgens neben seinem Bette an einem starken Bindfaden hängen.

Der Professor Nietsky hörte von dem tragischen Schicksal des jungen Mannes, und konnte dasselbe gar leicht aus seinen chiromantischen Weissagungen herleiten, und doch hörte er nicht auf zu prophezeihen. Er starb bald hernach, und seit dem hat sich kein Wahrsager mehr unter den Professoren zu Halle finden lassen.

Noch ein Chiromantist. *)

In Sachsen lebte ein Prediger um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, welcher sich von Jugend auf in den geheimen Künsten der Sterndeutung und der Chiromantie geübt, und neben her auch Gold gemacht hatte. Der Ehrenmann war weit und breit berühmt, unter dem Pöbel nämlich, und mancher erholte sich Raths bey ihm: denn er wußte seine heillose Windbeuteley recht artig zu bemänteln, und sich eine Wichtigkeit zu geben, als rathschlagte er über das Schicksal des ganzen Kurfürstenthums: oft trafen auch seine Weissagungen ein, und dieß vermehrte das Ansehen des Propheten. Sein Inspector wurde zwar von dem Possenspiel des Herrn Amtsbruders be-

*) Aus der mündlichen Erzählung eines würdigen sächsischen Gelehrten.

nachrichtigt, und gab ihm deßwegen einen derben Verweis, aber dabei blieb's auch, und der Pastor fuhr fort den Propheten zu machen.

Endlich starb der chiromantische Pastor, und sein Sohn, ein Candidat der Theologie erbte dessen hinterlassene Schriften und Bücher, unter welchen sich manche Raritäten von Sendivogius, Paracelsus, Jacob Böhme, Helmontius, Cornelius Agrippa und andern hoch erleuchteten Autoren befanden. Unter den Manuscripten des Pastors fand der Candidat ein Diarium, worin unter andern folgendes geschrieben war: Heute den 26sten Mai ist mein einziger Sohn vier und zwanzig Jahr alt: ich habe ihm ein Horoskop gestellt, aber ach, ein sehr trauriges. Er wird aufgefordert werden, ein geistliches Amt anzunehmen, aber noch vor dem Antritt desselben wird er erkranken, und sterben, und zwar am hitzigen Fieber. Gott sey seiner Seele gnädig, und Uriel führe ihn in die ewige Freude!

Man denke sich den Schreck, welchen der junge Mann beym Lesen dieser Zeilen empfand. Er legte das Diarium weg, und besuchte den Dorfrichter, einen reichen Mann, und gewesenen vertrauten Freund seines Vaters. Der Dorfrichter, lenkte das Gespräch auf die große Kunst des verstorbenen Herrn, in der Zukunft zu lesen, welche er gewaltig herausstrich. Dem Candidaten ward äußerst bange, er überlegte, was zu thun sey, und beschloß nach Leipzig zu reisen, und daselbst die Rechte zu lernen. Er ging wirklich dahin, und meldete sich bey dem Professor Bach, dem damaligen Decan der Juristenfacultät, welcher ihn sonst gekannt hatte. Bach vermuthete, dem Candidaten sey Etwas menschliches begegnet, oder er habe Zweifel gegen die Glaubenslehre geschöpft, und ließ es gut seyn; aber der D. Stemmler, Professor der Theologie, erfuhr auch die Apostasie des Candidaten, und kränkte sich, daß ein so geschickter junger Mensch von der Theologie abgehen wolle. Er ließ ihn also kommen, quästionirte

ihn, und fand, daß weder Ausschweifungen noch Zweifel gegen die Concordienformel Schuld an dieser Veränderung waren. Er setzte also sein Examen fort, und der Candidat, welcher für Stemmlern viel Achtung hegte, entdeckte endlich die wahre Ursache, weßwegen er dem geistlichen Studium entsagte. Stemmler war zwar ein orthodoxer und frommer Mann, aber doch ein Feind von den chiromantischen und astrologischen Fratzen: er fing daher an, ernstlich mit dem Candidaten zu sprechen, und stellte ihm den Ungrund aller dieser Lappereien so deutlich vor, daß dieser beschloß, seine Grillen fahren zu lassen, und bey der Theologie zu bleiben.

Es währte auch nicht lange, so erhielt der Candidat einen Ruf zu einer Predigerstelle, und mußte nun wieder nach Leipzig zum Examen. Das Examen fiel vortrefflich aus, und er erhielt das vortheilhafteste Zeugniß, aber schon den folgenden Tag fiel er in ein heftiges Fleckfieber. Der Arzt kam, aber der Candidat erklärte, daß er sterben würde,

man möge ihm nur den Doctor Stemmler holen — Stemmler kam, und fand den Patienten in den kläglichsten Umständen. „Ich werde sterben, sagte dieser, mein Vater hat es vorausgesagt. Stemmler sahe wohl, daß hier keine Widerlegung anschlagen würde, betete also mit ihm, und ging, aber nicht nach Hause, sondern zum Doctor Petermann, einem gelehrten und rechtschaffnen Arzt, welchem er die ganze Lage des verblendeten erzählte. „Lassen Sie mich nur machen, lieber Herr Doctor, sagte Petermann, ich will dem jungen Herren schon die Grillen vertreiben.“

Schnell ging er zu dem Kranken, nahm eine wichtige Miene an, und untersuchte alle Lineamente seines Gesichtes und seiner Hand.

„Sie sind den 26sten May geboheen?

„Ja.“

„Hat man Ihnen schon ein Horoscop gestellt.“

„O ja, mein Vater.“

„Ihr Vater? nun der war in der Chiromantie erfahren. Was besagte dann sein Horoscop?

„Ich würde sterben.“

„O ho sterben! Ihr Vater hat sich verrechnet, sehen Sie conjunctiones favent.s: nein, Ihr Vater hat das Horoscop auf den 25sten May Nachts um drey viertel auf 12 gestellt. Ich lese klarer in Ihrer Hand. Sie werden Prediger und leben noch funfzig Jahre, 9 Monate, 4 Tage, 11 Stunden, 18 Minuten und 3 Secunden. Das ist die klare Wahrheit. Getrost also, und lassen Sie die Grillen weg.

Der Candidat schöpfte Zutraun zu seinem Arzt, weil dieser auch die Chiromantie trieb, nahm seine Arzneyen ein, und blieb ruhig. In kurzer Zeit war er hergestellt, und bezog seine Pfarre, aber wahrscheinlich ist doch, daß er ohne Stemmlers Fürsorge und Petermanns Hülfe hingewesen seyn würde. Er lebte noch sehr lange, ob er aber das ihm prophezeihte Alter erreicht habe, kann ich nicht sagen.

Der Herr von Breck.

Ich hatte mir schon längst vorgenommen die schwindeleienvolle Lebensgeschichte des Freyherrn von Breck öffentlich bekannt zu machen; weil aber dieß noch nicht geschehen ist, und wahrscheinlich auch nie geschehen wird, so theile ich hier ich einige von seinen Genieſtreichen mit, vielleicht erbauen sie einige meiner Leſer.

Breck war der Beſitzer eines schönen Ritterguts zu Hillesheim in der Unterpfalz, einige Stunden von Alzey. Der fürchterliche Aufwand, den er machte, und einige grobe Verſündigungen gegen den Kurfürſten brachten ihn dermaßen zurück, daß sein Gut öffentlich angeſchlagen und verkauft werden mußte. Nun saß Breck in der tiefſten Armuth; da er aber doch leben wollte, mußte

er zur Industrie seine Zuflucht nehmen, das heißt, er mußte sich aufs Schnurren und Betrügen legen.

Ohnerachtet er durch den Kurfürsten um all das Seinige gekommen war, so besuchte er dennoch den Hof zu Mannheim fleißig, und ergötzte die Herrn sowohl als die Hofleute durch seine ans Hofnärrische gränzenden Einfälle und Späße. Der Mannheimer Hof war damals einer der glänzendsten in Deutschland, aber etwas sehr Unanständiges war es doch, daß der Kurfürst noch einen Hofnarren hielt, so wie sein Vorfahr der Kurfürst Carl Philipp Hofschatzgräber gehalten hatte.

Carl Theodor, der Kurfürst, sahe es gern, wenn Herr von Breck nach Hof kam: dann ließ er jedesmal auch den Freyherrn von K .... zur Tafel bitten, und auf diese Weise kamen die beyden ersten Aufschneider und Bramarbasse von Deutschland zusammen, einer freylich eben so wurmstichig wie der andre, aber in ihrer Meinung, welche

ſie jedem Zuhörer aufſchrieen, doch beſſer und würdiger, als alle andre Erdenſöhne. Beyde hatten — bey der Reichsarmee —, als Officiere gedient, und der König in Preußen war bey Roßbach verlohren, wenn die Plane, welche Breck und K.... gemacht hatten, wären befolgt worden; doch freuten ſich beyde, daß grade ſo ein Mann, wie Friedrich, den Sieg davon getragen hatte: denn von einem ſolchen Helden beſiegt zu werden, iſt keine Schande, ein Breck und ein K.... können mit ihrem Sieger, wenn er ein Friedrich von Preußen iſt, einen freundſchaftlichen Bund ſchließen.

Breck war unter andern ſchlechten und beſſern Künſten auch in der geſchmackvollen Art, Diamanten zu ſchleifen und zu faſſen, ſehr erfahren, unter andern hatte er einen Ring für die Pfalzgräfin von Zweybrücken verfertigt, welcher den Beyfall aller Kenner erhalten hatte. Der Pfalzgraf Friedrich, Vater des jetzigen Kurfürſten von Pfalzbayern,

bayern, hatte den Breck nicht nur fürstlich belohnt, sondern ihn auch hier und da als einen großen Künstler gerühmt, und Breck würde als Diamantär recht gut haben bestehen können, wenn er sich, als Edelmann, und gewesener Leutnant bey der Reichsarmee, nicht geschämt hätte, für andre um Lohn zu arbeiten. Er erklärte daher, daß er nie etwas machen würde, als par honneur, und zwar nur für seine Freunde — unter seinen Freunden verstand der Wicht aber bloß Fürsten und Grafen.

Die Kurfürstin wollte einst dem Fräulein von Venningen ein Kreuzchen schenken, worin einige köstliche Brillanten gefaßt waren. Sie zeigte das Kreuzchen unserm Breck, und dieser tadelte die Fassung sowohl als das Wasser der Steine, aber leicht sey es, setzte er hinzu, beyde Mängel zu heben, wenn ein Künstler wie er, Hand anlegte. Die Kurfürstin überließ dem Großsprecher das Kreuzchen, und dieser brachte es nach einigen Wochen wieder, aufs ge-

schmackvollste eingefaßt. Die Kurfürstin schenkte das Kreuzchen dem Fräulein, und diese ließ jeden ihrer Bekannten ein Präsent sehen, welches sie aus so hohen Händen erhalten hatte. Aber zum Unglück für Breck entdeckte der Graf von Arzt, welcher damals Direktor des Hofgerichts zu Mannheim war, daß die schönsten und größten Brillanten falsche Steine waren. Die Sache wurde genauer untersucht, und man erfuhr sogar, wohin Breck die ächten, welche er herausgenommen hatte, verkauft hatte. Der Kurfürst, fürchterlich aufgebracht über den schändlichen Betrug, befahl den Herrn von Breck festzuhalten, wo man ihn nur finden würde, aber Breck merkte Unrath, und mied eine Zeitlang das pfälzische Gebiet. Endlich da er glaubte, der Zorn des ohnehin äußerst gutmüthigen und humanen Fürsten habe sich gelegt, schrieb er an denselben folgenden Brief:

Durchlauchtigſter Großmächtigſter
Kurfürſt,
Gnädigſter Herr!

Darf ich Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht wieder mündlich bezeugen, daß ich ſey mit tiefſtem Reſpekt

Höchſtdero
unterthänigſter Knecht.
Der Freyherr von Breck.

Der Kurfürſt lachte über die komiſche Supplike und ſchrieb darunter:

Meinetwegen.
Carl Theodor.

Breck war ſo niederträchtig, daß er noch denſelben Tag, an welchem er die tröſtliche Antwort auf ſein Schreiben erhalten hatte, bey Hofe erſchien, und ſich ſo betrug, als wenn nie etwas vorgefallen wäre, worüber man ihm Vorwürfe machen könnte.

Gewöhnlich trug Breck einen grünen Rock mit ſilbernen Epauletten, einen mächtig großen Huth, einen Hirſchfänger mit

silbernem Gefäße, und zwey Uhren mit gefährlichen langen Ketten und einer Menge Klunkern. In seiner Hand führte er gewöhnlich eine Reitpeitsche, und an seinen renommistischen Stiefeln prangten ein Paar große silberne Sporen. Er ritt zwar selten zu Pferde, weil er kein Pferd hatte, und keins zur Miethe bekommen konnte, da er nur selten Geld hatte, und noch seltner bezahlte.

Eines Tages kam er in diesem Aufzug nach Polanden, ein Dorf ohnweit Kirchheim, wo der Fürst von Nassau-Weilburg ehemals residirte. Er trat ganz unbefangen ins Wirthshaus, und forderte eine Flasche Wein: der Wirth, welcher zugleich Schulz war, nach überrheinischer Unart, *) reichte ihm Wein, und nun folgte folgendes Gespräch.

Breck. Aber lieber Herr Schulz, warum denn nur ein Glas? Wollen Sie mir nicht die Ehre anthun, mit mir zu trinken?

*) Daß so manche im Weinhaus verübte Excesse ungestraft hingehen müssen. Siehe hierüber Laukhards Carl Magnus, S. 217 ff.

Schulz. Wie sollte ich so frey seyn, mit einem vornehmen Herrn Ihres Standes zu trinken? Ich weiß noch nicht einmal, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen.

Breck. Mein Name ist Baron von Walbrun. Ich werde mit dem Fürsten von Kirchheim zu Mittage essen. Das ist alles. Aber mit mir müssen Sie trinken, Herr Wirth: es schmeckt mir sonst nicht.

Schulz (holt sich ein Glas.) Wenns dann nicht anders seyn kann, gnädiger Herr —

Breck. Ohne Umstände. Der Wein ist gut; nicht wahr, ächter Osthofer, Herr Wirth?

Schulz. Ihr Gnaden habens getroffen. Befehlen Sie etwan auch kalte Küche?

Breck. A la bonne heure: so einen Anbiß mache ich gern, bin heute schon über acht Stunden geritten.

Schulz. Geritten? Wo haben Sie denn Ihr Pferd?

Breck. Ich habe meinen Kerl voraus reiten lassen mit den Pferden: an der Stadt

soll er warten, bis dahin gehe ich. Ich mache überhaupt mir oft Motion zu Fuße. Jetzt, lieber Herr Wirth, noch eine Flasche.

Schulz. Mit Vergnügen. Der Wein scheint Ihnen zu schmecken.

Breck. Herrlich — jetzt, lieber Herr Schulz, meine Zeche.

Schulz. Ist wenig: hab ja mitgezecht.

Breck. Ey was: ich zahle alles. Sagen Sie nur.

Schulz. Je nun zwey Flaschen machen sechs Batzen: das Essen rechne ich nicht.

Breck. Was? Nein, lieber Herr Schulz, ich muß alles zahlen, sonst werd ich böse.

Schulz. Je nun, so macht alles neun Batzen.

Breck. Sehr billig, ma foi! (greifft in die Tasche, erblaßt und geht in der Stube herum.) Ein verfluchter Streich.

Schulz. Was fehlt Ihnen gnädiger Herr? Haben Sie etwas verlohren?

Breck. Nein, das nicht. Hören Sie, mir ist ein recht fataler Streich passirt. Eine Stunde von hier kommt ein reisender Gelehrter, der spricht mich in lateinischer Sprache um einen Zehrpfennig an, ich zihe meine Börse, gebe dem Mann einen Gulden, indem ich sie aber einstecken will, fällt sie: mein Kerl springt vom Pferde, hebt sie auf, und will sie mir zustellen, allein mein Pferd, welches ich von ohngefähr gesport hatte, rennt eine Strecke mit mir davon. Behalt die Börse, rief ich, bis wir absteigen. Nun hab ich und der Kerl nicht dran gedacht, als ich abstieg, und bin jetzt ohne Geld.

Schulz. War viel im Beutel?

Breck. Nein, ohngefähr funfzig Louisdor.

Schulz. Schon viel Geld! Wenn nur Ihr Bedienter. —

Breck. Ach, der ist treu wie Gold: darum bin ich außer Sorgen. Aber lieber Herr Schulz ich lasse ihnen eine Uhr hier, und Morgen reise ich zurück, und löse meine Uhr ein.

Schulz. Für was halten Sie mich dann, gnädiger Herr? Ich sollte also niedrig denken! Reisen Sie nur immer.

Breck. Lieber Herr Schulz, ich kann den Gedanken nicht ertragen, ohne Geld zu reisen. Es ist zwar nur eine Stunde von hier nach der Stadt, aber gewiß begegnen mir Nothleidende, und die abzuweisen ist mir äußerst bitter. Ich lasse Ihnen meine Uhr, und nehme von Ihnen Etwas drauf.

Schulz. Nicht doch, gnädiger Herr: ich strecke Ihnen einen Carolin vor, und morgen mögen Sie Ihre Schuld abtragen.

Breck. Bon, bon, Herr Schulz: Sie sind ein herrlicher Mann, welcher Lebensart gelernt hat.

Breck nahm das Geld, zog ab, aber nicht nach Kirchheim, sondern nach Budesheim, wo er den alten Hrn. von La Roche abstieß. Vor dem Dorfe begegnete ihm der Advokat Ulrici, welcher ihn kannte. Ulrici kehrte auch bey dem Wirthe ein, und hörte da Brecks Geschichte. Laut lachte Ulrici

auf, und sagte: Sie sind garstig geprellt, Herr Schulz: Breck hat keine Pferde, hat keinen Bedienten, und hat auch keine Börse verlohren. „Der Wirth hoffte aber doch, Breck würde wieder kommen, und ihn bezahlen, aber er blieb aus.

Der Graf Carl von D..... zerbrach ohnweit Pirmasens den rechten Arm, und mußte sich in dem Dorfe Rothalban curiren lassen. Der Landgraf von Hessen Darmstadt, welcher zu Pirmasens wohnte, erfuhr den Unfall des Grafen, den er kannte, und besuchte ihn. Breck war grade beym Grafen, als der Landgraf ihn besuchte, und hörte, daß der Fürst den Grafen bat, sich bey jeder Gelegenheit an ihn zu wenden, und nun beschloß Breck von dem fürstlichen Anerbieten Gebrauch zu machen, und zwar für sich. Der Graf kam wirklich bald in Verlegenheit, und schickte den Herrn von Breck nach Pirmasens, den Landgrafen um vierhundert Gulden zu bitten. Breck nahm tausend und stellte an den Hofrath Kappes ei-

nen Revers darüber aus. Der Graf ward hergestellt, reiste nach Carlsruhe, nahm das Geld auf, und kam zu seinem fürstlichen Freunde zurück, um diesen zu bezahlen und Abschied zu nehmen: aber wie erschrack er, als ihm der Hofrath Kappes den Revers über tausend Gulden vorzeigte, da er doch nur vierhundert empfangen hatte. Breck war schon lange weg, der Graf schrieb einen sehr unsanften Brief an den saubern Kumpan, aber dieser half sich mit einer starken Gegenrechnung und der Herr Graf von D.... mußte bezahlen und schweigen.

Die Brekischen Streiche und Possen wurden endlich so allgemein bekannt, daß er nirgends mehr hinkommen durfte. Er starb verachtet, und in sehr elenden Umständen.

Erscheinung nach dem Tode.

Auch große Männer haben seltsame Einfälle, und diese äußern sich oft auf eine Art, welche man kaum jemand aus der niedrigsten unaufgeklärtesten Menschenklasse verzeihen würde. Thomas Hobbes war von der Nichtexistenz der Geister, welche man Gespenster Kobolde u. s. w. nennt, vollkommen überzeugt, wenigstens behauptete er, davon überzeugt, zu seyn, und dennoch fürchtete er sich auf eine völlig kindische Art vor Gespenstern, und jedes alte Weib schien ihm eine Hexe zu seyn. Er gab zwar vor, die läppische Furcht vor Gespenstern, welche ihn regiere, käm von seiner Amme her, die ihm die Lappereyen in seiner frühern Jugend eingeflößt habe. Es kann wohl seyn, daß die erste Erziehung auf das ganze Leben einigen Einfluß behält, aber Hobbesens Phi-

losophie muß dennoch sehr schwach gewesen seyn, wenn sie die Gespensterfurcht nicht vertreiben konnte, da er selbst keine glaubte, und aus Gründen keine glaubte.

Eine lesenswerthe Anekdote erzählt Herr D. Thieß in seiner Lebensgeschichte, *) von seinen beyden Schul- und Universitätsfreunden Reimarus und Klefecker, welche ich hier aus dem Mund, eines Hamburgers etwas verändert wiederhole. Beyde waren Hamburger, und ersterer der hoffnungsvolle geschickte Sohn des noch lebenden Arztes und Professors Reimarus zu Hamburg. Er hatte einige neuere Psychologen studiert, und von diesen die große Wahrheit gelernt, daß der Mensch stürbe wie das Vieh, und daß mit dem Tode alles aus sey. Diesen Satz, welcher, gesetzt auch er sey wahr, doch nie nützlich und tröstlich werden kann, vertheidigte Reimarus mit vieler Heftigkeit, und öfters selbst wider seinen Freund Klefecker, welcher Jura studierte, und sich daher mehr wie der

*) Band 2. Hamburg 1802.

Arzt an Dogmen und an Lehrglauben gewöhnt hatte. Klefecker war wie gesagt, ein Gönner der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, und da er weder aus sogenannten philosophischen noch aus religiösen Gründen seinen Freund von seiner Lieblingsmeynung überführen konnnte, that er ihm den Vorschlag, daß sie beyde einander versprechen sollten, daß derjenige, welcher früher als der andre stürbe, dem Zurückgebliebenen erschiene, und ihm nähere Auskunft über das Leben nach dem Tode gäbe. Reimarus lachte, und schlug ein. Nicht lange hernach starb Reimarus: Klefecker bedauerte seinen Freund, hoffte aber nicht weiter, daß er ihm erscheinen würde, weil er damals zwar keine Zweifel wider die Unsterblichkeit der Seele, wohl aber desto gründlicher gegen die Erscheinung derselben nach dem Tode hegte: er reiste nach Lübeck, und nachdem er sich eines Abends zu Bette gelegt hatte, wurde der Vorhang mit Gewalt zurück gerissen, und siehe, Reimarus stand

vor dem Bette, sehr kenntlich bey der brennenden Nachtlampe, und nannte seinen Klefecker mit Namen. Klefecker erschrack anfangs, doch faßte er sich, und sagte zu der Erscheinung: Was willst du? Was machst du? der Schatten erwiederte: Komm nur; alles ist recht gut! Als Klefecker diese Worte vernommen hatte, sahe er nichts weiter mehr: das Phantom war verschwunden. Klefecker erzählte nachher den ganzen Vorgang dem Pastor Wichmann in Hamburg, und Wichmann versicherte, daß Klefecker, ob er gleich damals krank war, doch bey seiner Erzählung völlig bey Verstande gewesen sey.

Aus der ältern Gelehrtengeschichte ist eine ähnliche Begebenheit bekannt. Marsilius Ficinus und Mercatus lebten beyde im funfzehnten Jahrhundert und kultivirten neben den humanistischen Wissenschaften vorzüglich die Platonische Philosophie. Bey Platos Geisterlehre stiegen beyden Freunden wichtige Zweifel auf, welche sie sich nicht

lösen konnten: sie grübelten so lange nach, bis auch sie selbst an der Lehre von der Unsterblichkeit im Ernste zu zweifeln anfingen. Aus Furcht vor der Verfolgung der Geistlichkeit, welche damals den Litteratoren und Humanisten ohnehin nicht hold war, die Platoniker aber am meisten hassete, verbargen sie ihre Zweifel, und machten unter sich aus, daß der zuerst Sterbende dem noch Lebenden erscheinen sollte.

Diese seltsame Verabredung wurde zwar geheim gehalten, doch erfuhren mehrere gelehrte Freunde der beyden Männer etwas davon, und machten sich darüber lustig, zum Beyspiel Angelus Politianus, welcher deßwegen einen sehr witzigen Brief an den Pico, Fürsten von Mirandola und Concordia geschrieben hat.

Endlich starb Marsilius Ficinus zuerst, und bald hernach sah ihn Mercatus auf einem weißen Pferde vor seinem Fenster. Er rief ihm zu: denn noch wußte er nicht, daß sein Freund gestorben war; aber Marsilius

versicherte ihn bloß, die Lehre des Plato von der Unsterblichkeit sey wahr und gewiß, und verschwand vor seinen Augen.

Einige glaubwürdige Männer versichern diese Nachricht selbst aus dem Munde des Mercatus gehört zu haben, und es ist nicht glaublich, daß Mercatus andern Etwas habe aufbinden wollen: Die Erscheinung hat folglich ihren richtigen Grund, aber entweder wurde Mercatus durch seine Einbildung verführt, oder ein Freund der beyden Philosophen spielte die Person des Ficinus, weil er von der Verabredung unterrichtet war, und den Tod des letztern eher erfahren hatte, als Mercatus.

Skizzen
aus
dem Leben der Grafen Emich und Friedrich von Leiningen-Guntersblum.

Unter den winzigen Despoten, welche in Deutschland ihren Unfug getrieben, und ihre Duodezmonarchien nicht selten an den Rand des Verderbens gebracht haben, zeichnen sich die genannten Grafen vorzüglich aus. Ich werde einige auffallende Streiche von ihnen erzählen, ohne jedoch eine vollständige Geschichte ihres ganzen Thuns zu liefern.

Emich und Friedrich waren Brüder; dieser hatte in seiner Jugend studiert, jener aber, als der Majoratsherr, war ohne alle Kenntnisse aufgewachsen, wenn man das Französische ausnimmt, welches er erbärm-

lich radebrechte. Als er erwachsen war, heirathete er eine Gräfin von Leiningen-Heydesheim. Die Mutter seiner Gemalin war ans Hofmeistern gewöhnt, und glaubte ihre Schwiegersöhne so gut hofmeistern zu können, als ihre Töchter, aber dem Grafen Emich gefiel es gar nicht, daß die alte Frau Gräfin ihn fast alle Wochen besuchte, und hofmeisterte: er verbat sich endlich den Besuch, und als sie demohnerachtet kam, entfernte er sich allemal, wenn er merkte, daß die alte Gräfin sich näherte, und verbot seinen Bedienten, ihr im Geringsten zu gehorchen. Die Alte hierüber aufgebracht, nahm ihre Tochter zurück, welche noch immer kinderlos war. Wer war froher, als Graf Emich! Er hatte seine Gemalin nie geliebt, und konnte dieß auch nicht einmal: denn die gute Gräfin war blödsinnig, konnte nicht recht sprechen, und war von Herzen garstig und häßlich. Kaum war der Graf von seiner Gemalin frey, so hielt er sich gleich eine rüstige Mätresse, ein dickes Bauern-

mensch aus Dolgesheim, mit welcher er einige Kinder zeugte. Dieser Ri.el regierte nun das ganze Ländchen,, und die Guntersblumer Skandale wurden weit und breit bekannt. Das Mensch und der Graf reisten immer mit einander, wenn eine Tour gemacht werden sollte, und eben daher wurde der Herr Graf auch durchgängig verachtet.

Ein geschickter Kandidat sollte Hofmeister bey den Bastarten des Grafen werden, aber dieser dankte für die Ehre, und bediente sich einiger Ausdrücke, worüber die gräfliche Mätresse schrecklich ergrimmte, und ihm empfindliche Rache schwur. Der Kandidat wurde von einem niedrigdenkenden Edelmann, welcher in Guntersblum wohnte, und ein Mignon der gräflichen Hure war, dahin gelockt, dann arretirt, auf ein Bund Stroh gelegt, und a posteriori mit 25 Hieben honorirt. Er klagte über Gewalt, aber er wurde abgewiesen, ging vor Schaam über den erlittenen Schimpf

nach Mannheim, ward katholisch, und hernach Gerichtsschaffner auf einem kurfürstlichen Amte.

Die Mätresse war dem Grafen nichts weniger als getreu: sie ließ sich mit jedem ein, der sie bedienen wollte, und endlich überraschte sie der Graf mit einem abgedankten holländischen Sergeanten auf der frischen That. Sie mußte fort: aber Seine Excellenz konnte nicht lange ohne ein Wesen solcher Art bleiben: er haschte sich daher ein junges Mädchen, und als dieses schwanger ward, machte er einen gewissen Stumpf, welcher bisher den Hofnarren zu Guntersblum gemacht hatte, zu seinem Hofrath, und gab ihm das Mädchen zur Frau, den Bastart aber ernährte er hernach. Zuletzt legte sich der Graf keine deklarirte Mätressen mehr, sondern nahm, was ihm vor die Hand kam, und so war dann die Hurenwirthschaft am Guntersblumer Höfchen ganz vollkommen. Kein rechtlicher Mann und noch weniger eine rechtli-

che Dame beſuchte dieſe Spelunke, weil da bloß Hannswurſte, Zotenreißer, Fratzenmacher und Huren ihre Niederlage hatten, und der Graf ſelbſt kam nirgends mehr hin, weil er aller Orten mit der Verachtung beſtraft wurde.

Wie ſehr das Ländchen bey ſolcher Wirthſchaft litte, läßt ſich denken: die Unterthanen wurden bis aufs Blut ausgeſogen, und da ſie nichts mehr herzugeben hatten, ſann man auf Induſtriemittel, und betrog wo es und wie es gehen wollte. Ein Stückchen zum Beyſpiel. Der Graf wurde ich weiß nicht wie, mit einem Menſchen bekannt, der die Jägerey gelernt hatte, und eine ſehr gute Hand ſchrieb. Der Mann wäre froh geweſen, wenn ihm der Graf einen Jägerdienſt gegeben hätte, und wunderte ſich nicht wenig, als ihm Seine Excellenz die Stelle eines Kammerſecretärs anbot. Der Hofrath Stumpf mußte das Decret ausfertigen, aber nun mußte auch eine Caution von 800 Thalern gemacht werden. Der neue Kam-

mersecretär trieb mit großer Mühe diese Summe auf, und erhielt zwar sein Decret, aber keine Besoldung. Der Graf jagte ihn endlich gar weg, als er zu laut Besoldung forderte, gab ihm aber die Caution nicht zurück und bis auf diese Stunde ist kein Pfennig davon bezahlt worden, welches doch die Nachfolger des Grafen hätten leisten müssen.

Die abscheulich elende betrügerische Wirthschaft zu Guntersblum kam endlich dem Bruder des Grafen Friedrich zu Ohren, welcher sich damals, wo ich nicht sehr irre, in Wetzlar aufhielt: er war eine Zeitlang Kammerdirektor an diesem Reichsgericht gewesen, Friedrich reiste zu seinem Bruder, und predigte ihm Moral, ob er gleich selbst um keine Puffbohne besser war, als der saubere regierende Herr. Einige gutgesinnte Guntersblumer riethen dem Grafen Friedrich, dessen Skandale sie nicht kannten, die Regierung zu übernehmen, und seinen Bruder zu verdrängen. Graf Friedrich machte

auch Anstalt, seinen Bruder mit Hülfe der Reichsgerichte absetzen zu lassen; Graf Emich kam hinter die Cabale, und nun entstanden zwischen beyden die heftigsten Debatten. Friedrich verließ Guntersblum, und ging nach Oppenheim, wo er sich in einem Gasthofe einlogirte. Eines Tages wurde Graf Emich in seinem Zimmer todt gefunden: eine Pistole lag neben ihm, und man sprengte aus, er habe sich selbst ermordet. So sagte man damals weit und breit herum; andre aber, die die Sache besser wissen wollten, schrieben dem Grafen Friedrich den Tod seines Bruders zu. Die Sache ist nie aufs Reine gebracht worden, und kann jetzt noch weniger dahin gebracht werden, da alle, welche drum wissen konnten, schon hingestorben sind. Der Vorfall ereignete sich 1765.

Nun regierte Herr Graf Friedrich, und dieser erhielt noch die Grafschaft Leiningen-Heydesheim, wo indessen der regierende Herr gestorben war. Jedermann

glaubte, der Graf würde das hübsche Schloß daselbst beziehen, aber er schickte einige von seinen Kerlen hinauf, diese mußten in jedem Zimmer einen Haufen l. v. hinhofiren, und niemand durfte die Zimmer wieder rein machen: sie blieben leer stehen, und die hinhofirte große Haufen wurden erst nach der Gefangennehmung des Grafen ganz weggeschafft. Auf eben diesem Schlosse hat hernach seit 1777 der berühmte und berüchtigte Doktor Bahrdt sein Wesen getrieben.

Graf Friedrich war noch viel schlimmer, als sein Bruder Emich; dieser war bloß ein Wüstling, Hurenjäger und Verschwender; Friedrich aber war ein eingemachter schändlicher Mensch, arglistig, schadenfroh und boshaft, wie der Teufel: seine größte Freude war, Menschen zu necken und zu scheren. Ich werde dieß mit Beyspielen beweisen.

In Guntersblum, wo er nur in einem kleinen Hause wohnte, weil er in dem Ge-

bäude, wo sein Bruder sich ermordet hatte, oder ermordet worden war, vielleicht aus Furcht vor Gespenstern, nicht wohnen wollte, ist eine ziemlich starke Judenschaft. Die Juden sind sonst den winzigen Despoten sehr nützlich: denn sie bringen Geld ein, und müssen immer den Verdienst, welchen sie durch Schachern, Betrügen und Schinden erworben haben, mit der Herrschaft theilen. Der Graf Friedrich bediente sich auch auf diese Art seiner Juden, welche er gewöhnlich seine Melkkühe nannte: aber doch war er den Israeliten feind, und verbot ihnen alle Aufwartung und Dienste von Christen, besonders am Schabes, an welchem Tage sich die Juden einer Frauensperson zu bedienen pflegen, welche sie die Schabesgoie zu schimpfen pflegen. Der Graf ließ nun scharf aufpassen, ob seine Juden sich von Christen bedienen ließen, und als er erfuhr, daß zwey Juden diese Sünde begangen hatten, nahm er ihnen ihr ganzes Vermögen, und jagte sie mit Weib und Kind fort, ohne ih-

nen etwas weiter zu lassen, als ihre elenden Kleider.

Ein Seilergeselle begegnete einst dem Grafen auf der Landstraße zwischen Guntersblum und Oppenheim: der Bursche kannte den gar nicht gräflich-gekleideten Grafen nicht, und ging weiter, aber der Herr Graf trat näher zu ihm, und sagte: Hund, warum ziehst du deinen Huth nicht ab? „Ich bin kein Hund," erwiederte der Bursche. Was, du Hund räsonnirst noch? Heda, herbey. Der Freyprediger — denn der Herr Graf hielt ein Wesen dieser Art — sprang herbey, und hielt den Kerl auf ächt neppisch *). Er wurde eingesteckt, und erhielt in des Grafen Beyseyn zwanzig Hiebe. Als er sich bey dem Grafen der gnädigen Strafe wegen, freylich sehr gezwungen, bedankte, sagte dieser zu ihm: was bist du von Profession, Kerl? „Ich bin ein Seiler." „Schön: hüte dich vorm Strick!"

*) Wie ein Häscher.

Eben so, aber noch unverantwortlicher behandelte der Graf den Rath Ried von Alzey. Dieser Mensch war freylich eine sehr niederträchtige Kreatur, hatte gar oft als Advokat, beyden Partheyen gedient, welches in der Pfalz leicht anging, da jeder advokatisch spielen darf, ohne daß selbst die Richter wissen, oder fragen, wer der Verfasser des juristischen Machwerks sey; er hatte ferner das crimen falsi oft begangen, und da er allen Juden, Spitzbuben und Huren diente, hatte er sich viel Geld erworben. Der Graf borgte acht hundert Gulden rheinisch von ihm, als er noch in Wetzlar war, wo damals Ried als Sekretär bey dem Kammerassessor Nettelbla stand, den hernach der Henker bey Nacht und Nebel fortführte, als die Kammer auf Betrieb des Königs Friedrich des Zweyten von Preußen revidirt wurde. Ried wartete, bis der Graf an die Regierung kam, da manichäerte er ihn durch Briefe. Der Graf speiste ihn durch Trostbriefe eine Zeitlang

ab; aber Ried verlohr die Geduld, und kam selbst als arger Manichäer. Der Graf gab ihm zu essen und zu trinken, so oft er kam, aber kein Geld: Ried kam endlich jede Woche. Das verdroß den Grafen; er ließ den guten Ried auch aufs Stroh legen und so lange hauen, bis dieser endlich schrie: „Seine Excellenz sey ihm nichts mehr schuldig.“ Das hab ich längst gewußt, Mosjeh Schlunks: aber ich wollte, daß du es selbst gestündest.“ Hierauf mußte sich Ried vollsaufen, und wurde im Zustande der alleräußersten Besoffenheit auf die Straße geworfen.

Der Pastor Gerber von Kannstätt, ein sehr eifriger orthodoxer Mann, saß einst in Stabstadt bey dem Wirth Beichtel, und trank einen Schoppen Wein. Der Graf kam auch in diese Schenke, und sakramentirte aufs abscheulichste über das heisse Wetter. Der Pastor Gerber glaubte, daß er die Ehre Gottes vertheidigen müßte, machte dem Grafen begreiflich, daß alle An-

ſtalten der Natur, oder vielmehr der göttlichen Fürſehung die allerweiſeſten ſeyen. Meinetwegen, ſagte der Graf; aber ich wills nicht haben.

Paſtor. Und doch wirds bleiben, wie es iſt, ob Sies haben wollen oder nicht, darnach fragt die Natur nicht.

Graf. Das iſt dumm genug.

Paſtor. Wenn es Gott allen Narren recht machen wollte, müßte er ſelbſt der größte Narr von allen ſeyn.

Der Graf ſchwieg, aber voll Groll gegen den Paſtor. Als der Paſtor ſein Glas Wein geleert hatte, ſtand er auf und wollte gehen. „Trinken Sie doch, Herr Paſtor,“ ſagte der Graf, „aber der Paſtor verſicherte, daß er nie mehr trinke, als einen Schoppen, mit dem Zuſatz, der Wein komme ihm in den Kopf, wenn er dieſes Maaß überginge.

„Hab doch ſchon manchen Ihrer Herren Amtsbrüder geſehen, der ſich benebelt hatte: folgen Sie doch Ihrem guten Beyſpiel.“

Pastor. Ich folge nie Beyspielen: ich erkenne die Völlerey für unvernünftig, und deßhalben betrinke ich mich nicht.

Graf. Ich wäre also auch unvernünftig. Denn sehen Sie, Herr Pastor, wenn ich nicht alle zwey oder drey Tage einen Haarbeutel habe, ists nicht recht.

Pastor. Ich urtheile nicht über die Handlungen anderer, am allerwenigsten über die der großen Herren.

Graf. Bey meiner Seele, Herr Pastor, ich besaufe mich alle Monate funfzehn Mal; da Sie nun sagen, die Völlerey sey unvernünftig, so folgt, daß ich alle Monate funfzehn Mal ein Narre bin.

Pastor. Ich habe nichts wider Ihr Argument einzuwenden.

Der Graf biß vor Aerger die Zähne zusammen, schwieg aber doch stille, und Pastor Gerber ging fort.

Einige Monate hernach begegnete der Graf dem Pastor mitten auf der Straße zu Guntersblum, und nöthigte ihn, einzuspre-

chen bey ihm, und ein Glas Wein mit ihm zu trinken. Der Pastor bedingte sich, daß er nicht forcirt werden mögte, und der Graf versprach ihm dieß bey seiner Seelen Seligkeit: aber bey dieser konnte er alles versprechen, denn er glaubte nichts davon, und wenn er sie auch geglaubt hätte, so konnte er sie doch bey seiner Lebensart wenigstens nicht hoffen.

Der Graf ließ Wein holen; der Pastor trank, aber nachdem er etwa vier Gläser geleert hatte, hörte er auf, und gab vor, daß ihm der Wein in den Kopf käme. Das soll auch geschehen, sagte der Graf: Kerl, Du sollst Dich besaufen.

Pastor. Lassen Sie mich gehen, Herr Graf: ich betrinke mich nicht.

Graf. Ich befehls, und fordere Gehorsam.

Pastor. Den ich aber nie leisten werde.

Graf. Das wollen wir schon sehen.

Der Graf ließ zwey Kerle kommen, die brachten ein Bund Stroh, und legten den

Pastor drauf; nun gings los, und der arme Pastor erhielt zwölf Hiebe. Bey jedem Hieb fragte ihn der Graf, ob er jetzt saufen wolle? Beym zwölften Hiebe versprach der Pastor noch mehr Wein zu trinken. Die Kerle hörten auf, und der Pastor trank los. Aber bald hörte er wieder auf, kam zum andern Mal aufs Stroh, und wurde so lange trischakt, bis er zu trinken versprach. Auf diese Weise wurde er fünf Mal hinter einander ausgegerbt, bis er endlich fort trank, um nicht von neuem mißhandelt zu werden. Mit der Zeit wurde der gute Pastor so sternvoll, daß er nicht mehr stehen und reden konnte. Das war eben, was der Graf begehrte; er ließ den armen Mann auf einen Schubkarren laden und in das Haus des Pastors Jäger zu Guntersblum schicken, mit dem Vermelden, daß er ihm hier einen geistlichen Herrn Amtsbruder zuschicke.

Der Graf hatte stets Mätressen, auch lauter gemeine Menscher von der schlechtesten Gattung. Einst sah er die Schwester

des Amtskellners von O . . ., und war unverschämt genug, ihr an einem öffentlichen Orte, nämlich auf dem sogenannten Billard, einen Gehalt anzubieten, wenn sie seine Mätresse werden wollte. Das schöne und tugendhafte Mädchen verwarf den schändlichen Antrag des geilen Bocks mit Verachtung, aber der Herr Graf ließ sich so leicht nicht abweisen, und ritt einige Tage nachher zu dem Amtskellner F . . ., bey welchem sich das Mädchen aufhielt. Der Amtskellner schon durch seine Schwester von des Herrn Grafen schändlichen Absichten unterrichtet, fragte ihn barsch, wie er zu der Ehre des gräflichen Besuches komme? Der Graf nahm kein Blatt vors Maul, und sagte ihm, daß er gern eine Gesellschafterin haben mögte, wozu sich Mamsell Lorchen, so hieß das Mädchen, herrlich schicke. Nun lief dem Amtskellner die Galle über, er griff nach der Hetzpeitsche, und schwur, den Grafen lederweich zu hauen, wenn er sich nicht sogleich abführte. Der Graf merkte, daß

hier nicht viel zu trauen sey, und ging. Ich habe nie erfahren, daß er sich gerächt habe.

Kurz vor seinem Fall fiel es dem wüsten Menschen ein, sich zu verheirathen. Die schöne Gräfin Charlotte, Schwester des Rheingrafen von Grumbach sollte die Gemalin des Grafen werden, und wirklich war der Graf eine fortabele Parthie, wenn er nicht so ein wüster Kerl gewesen wäre. Gegen seinen Stand war nichts einzuwenden, auch nichts gegen seine Person, aber gar zu viel gegen seine Lebensart, wovon die ganze Gegend weit und breit räsonnirte. Einige Pfaffen, und ein abgedankter Officier machten die Freywerber, und suchten erst den Bruder der jungen Gräfin für sich zu gewinnen, und dieß gelang: aber als die Gräfin selbst angegangen wurde, bezeigte sie so vielen Abscheu gegen den Wüstling, daß man alle Hoffnung aufgeben mußte, sie jemals zu dieser Verbindung zu bewegen. Der

Graf gerieth vor Wuth außer sich, als er seinen Korb empfing, und schwur nun doch eine Frau zu nehmen, sie möge auch herkommen, woher sie wolle.

So lange Graf Friedrich bloß den Wüstling und den kleinlichen Tyrannen spielte, sah der Graf von Leiningen-Hartenburg, sein nächster Agnate, ganz ruhig zu: aber als er anfing, Anstalten zu einer ernstlichen Verbindung zu machen, ward es dem Grafen von Hartenburg Angst, es mögten aus so einer Ehe Kinder kommen, und die Hoffnung, zwey nicht geringe Grafschaften zu erben, war dahin. Also mußte der Graf Friedrich gestürzt werden. Dieß konnte leicht geschehen, da die Schandthaten desselben allen Reichsständen bekannt waren: allein man ergriff einen kürzern Weg, und erklärte ihn für wahnsinnig, wenigstens per intervalla, und folglich unfähig zu regieren. Die gräßlichsten Dinge, sogar die niederträchtigsten und abscheulichsten Gotteslä-

ſterungen, *) die gröbſten Concuſſionen und Befehle, welche hinlänglich bewieſen, daß der Graf verrückt war, kamen zum Vorſchein, und Kaiſer Joſeph der Andere verdammte den Grafen Friedrich zu einem lebenslänglichen Gefängniß; der Graf von Leiningen-Hartenburg wurde ſofort in den völligen Beſitz der beyden Grafſchaften Guntersblum und Heidesheim eingeſetzt, und erhielt auch das Recht, ſeinen Vetter, den Grafen Friedrich, im Gefängniß zu halten. Dieſer durch ſeine eigne Schuld unglückliche Graf wurde nach Heydesheim gebracht, und in ein Zimmer eingeſperrt, worin er ehemals hatte einen großen Haufen hofiren laſſen. Anfänglich ſtellte er ſich noch ganz vernünftig, und ſchrieb mehrere Briefe an ſeinen Vetter, worin er ihn um dieß und jenes bat, welches ihm auch nie verſagt wurde; ſogar durfte ſeine Mätreſſe, ein di-

*) Selbſt ein Atheiſt, welcher Gott läſtert, beweiſt, daß er ein Narr iſt, ſagte der Graf von Paſſerani in ſeinen Briefen.

ckes Bauernmensch bey ihm seyn, und ihm die Zeit vertreiben. Allein bald ward er völlig wahnsinnig, wozu der übermäßige Genuß der stärksten Weine das Meiste beygetragen haben mogte: sogar seinen eignen Unrath fraß er endlich und krepirte — wie er gelebt hatte.

Es hat indessen doch nicht an Männern gefehlt, welche das Verfahren des Grafen von Hartenburg unritterlich, und das des Kaisers ungerecht finden wollten: ich mag nicht untersuchen, in wie fern diese Männer recht hatten, aber so viel ist doch gewiß, daß wenn auch die Sache des Grafen Friedrich etwas anomalisch getrieben wurde, ihn selbst doch niemand bedauert habe.

Die Schülerin des Cagliostro.

Zu Wien wohnte Herr von Norrmann mit seiner Familie in einem eignen Hause, und das heißt in jeder großen Stadt viel, in Wien aber heißt es sehr viel: denn wer da ein eignes Haus besitzt, der hat das nicht ungegründete Vorurtheil für sich, daß er zu der Klasse der Reichen im Lande gehöre.

Aber nicht nur wegen seines eignen Hauses, sondern vorzüglich wegen seiner schönen Güter und wegen ausstehender Capitalien wurde Herr von Norrmann unter die Reichsten der Stadt gerechnet. Er hatte in seiner Jugend Kriegsdienste gethan, war durch die Länge seiner Dienstzeit zum Oberleutnant emporgestiegen, und hatte als

Hauptmann seinen Abschied genommen. Er hieß in ganz Wien auch nur der reiche Hauptmann: weil er aber, nach Art der meisten Reichen, auch ein großer Geitzhals war, und sich durch seine nicht selten ins Schmutzige fallende Sparsamkeit, bey vielen verhaßt und verächtlich gemacht hatte, so hatten ihm die Spasvögel den Beynamen von Capernaum gegeben. In ganz Wien kannte jedermann den Hauptmann von Capernaum, und jeder Wechsler, jeder Schacherjude stand mit dem reichen Hauptmann in Rechnung.

Der Hauptmann hatte einen Sohn und eine Tochter. Da sich aber seine Sparsamkeit auch auf alles erstreckte, so begreift man leicht, daß er auch in Rücksicht der Kindererziehung sparsam war. Nichts bedauerte er mehr, als daß der liebe Gott die Menschen nicht gleich so groß aus dem Mutterleibe kommen ließe, daß sie sich ihr Brodt selbst verdienen könnten, und meynte, in diesem Stück hätten die jungen Spinnen und die

jungen Maykäfer einen großen Vorzug vor dem Menschengeschlecht, weil sie gar keiner älterlichen Hülfe und Unterstützung bedürften.

Um sich aber das von der Natur aufgelegte und vom Staat homologirte Joch der Kindererziehung so leicht, das heißt, so wenig kostbar, als möglich zu machen, that er seinen Sohn zu einem Winkelschulmeister in die Kost, und wenn jemand nach dem Baron Fritz fragte, so antwortete Herr von Norrmann, er sey in einer Pensionsanstalt, um etwas rechts zu lernen, und sich Weltkenntniß zu erwerben. Diese Lüge wurde jedesmal von bittern Klagen über die entsetzlichen Geldausgaben für die Kinder begleitet.

Der Winkelschulmeister, bey welchem der junge Norrmann in der Kost war, und von dem er unterrichtet wurde, war einer von jenen elenden Burschen, welche zu allen Geschäften untauglich sind, und Schulmeister werden, um nicht zu verhungern. Es

ist wahrlich eine Schande für unser Zeitalter, daß man gewissen Tröpfen ohne alle Kenntnisse und von den schlechtesten Sitten erlaubt, Schulanstalten zu errichten, und die Jugend zu verhunzen. In den meisten großen Städten, wo man doch so reichlich für die Pfafferey gesorgt hat, muß man wenig an Anstalten für gute Erziehung und für zweckmäßigen Unterricht der Jugend gesorgt haben: denn da giebt es eine Menge solcher Winkellöcher, die man Schulen nennt. Warum läßt man nicht lieber an jeder Kirche eine Pfaffenstelle eingehen, und besoldet von der genommenen Besoldung einen tüchtigen Schulmeister, und warum macht man es dem Herrn Küster und dem Herrn Organisten nicht zur Pflicht, täglich wenigstens eine Stunde Unterricht den Kindern zu geben? Diese Herren haben ja ohnehin blutwenig zu thun, und würden vor langer Weile krepiren, wenn Kegelbahnen und Kartenspiele nicht wären.

Mosjeh Dreyer, der Schulmeister, welcher der Mentor des jungen Barons von Norrmann seyn sollte, war ein Schulmeister der elendesten Gattung. Er hatte ehemals in Prag die Schulen besucht, und war wegen seiner derben Tenorstimme ins musikalische Chor gekommen; weil ihm aber das öffentlich eingezogne Wesen der Choristen nicht gefiel, lief er von dannen, und zog in Gesellschaft einiger Bierfiedler, oder was eben so viel sagen will, einiger Prager Studenten weit und breit in der Welt herum, und kam endlich nach Wien.

Damals war es grade, daß Kaiser Joseph der Andere sein berühmtes Toleranz-Edikt gab, und dadurch die Pfaffen, die Bettbrüder und Betschwestern gewaltig vor den Kopf stieß. Darüber murrte der Wiener vornehme und niedrige Pöbel laut, schimpfte und machte Pasquillen, worüber aber der kluge Kaiser lachte, und seinen graden Weg ging, ohne jemals zu inquiriren, oder die Lästermäuler zustopfen zu wollen,

welche immer desto weiter werden, jemehr man Pfropfen hinein zwingt.

Freund Dreyer, der Bierfiedler, war durch das Auswendiglernen der Gassenhauer, und der Jahrmarktsarien zu einer großen Fertigkeit im Reimen gelangt, und wendete seine Kunst nun zum Pasquillenmachen an.

Einige Schandlieder, welche Meister Dreyer gemacht hatte, kamen dem ehrwürdigen P. Faß, skandalösen Andenkens zu Gesicht, und behagten ihm mehr, als Segneris Seelenmanna, als Pater Vogels ewige Wahrheiten, als Weislingers Frißvogel, ja sogar mehr als Pater Cochems großer Baumgarten *).

P. Faß wollte den großen Mann kennen lernen, der so herrliche Sachen fabriziren konnte, und der Bierfiedler Dreyer

*) Katholische Fratzenbücher, welche die vernünftigen Katholiken selbst tief verachten, wie sie dann im Grunde wahre Pasquillen auf die katholische Religion sind, so wenig dieses auch die verrückten Verfasser derselben denken mogten.

gefiel ihm dergestalt, daß er sein erklärter Patron ward.

Da Mosjeh Dreyer ächt jesuitische Grundsätze hegte, und diese bey jeder Gelegenheit auskramte, so wünschte Pater Foß, dieser Mann mögte Schullehrer werden, daß er diese herrlichen Lehren der lieben Jugend mittheilen, und zur Bildung christ-gläubiger Schäflein auch das Seinige beytragen, und so sein herrliches Talent in Aktivität setzen könnte.

Er that dem Ehrenmann den Vorschlag, eine Winkelschule zu errichten, und sich in Wien zu fixiren. Freund Dreyer war längst des Herumlaufens, oder vielmehr der mit dem Herumlaufen verbundenen Lästigkeiten überdrüßig, und nahm daher den Vorschlag Seiner Hochwürden, des Herrn Pater Foß an, und ward Winkelschulhalter.

Der Pater unterstützte die im Finstern schleichende Pestilenz, und in kurzer Zeit hatte Herr Dreyer, der Winkelschulmeister, die Jungen und die Mädchen, nicht

nur der Nachbarschaft, sondern auch welche aus entlegenen Orten der Stadt in seiner Akademie.

Freylich war der Unterricht höchst elend: denn Freund Dreyer konnte wohl einen Gassenhauer, und ein geistlich Lied herplärren, er konnte auf allen Bahnen gut Kegel schieben, konnte Toccategli und den langen Puff spielen, trotz einem Musketier Zoten reißen, und Knittelreimen auf Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnisse fabriziren, aber recht Schreiben, Rechnen und dergleichen Kleinigkeiten hatte er nicht gelernt.

Dennoch blühte seine Schule, und wurde in kurzem so stark, daß Mosjeh Dreyer sich genöthigt sahe, Adjutanten anzunehmen. Er suchte sich einige Prager Studenten, welche in Wien sich herumtrieben, und entlastete sich auf ihre Schulter eines Theils seiner schweren Arbeit.

Unter diesen Beyhelfern befand sich auch Hellmann, ein Mensch, welcher ehedem auf verschiednen Universitäten studiert hatte, dann

ein Amt bey einem Grafen erhielt, der ihn aber aus hochwichtigen Ursachen fortschickte, oder schaßte. Diese hochwichtigen Ursachen waren, daß Freund Hellmann seine Hand und sein Maul nicht zu Betrügereyen hergeben wollte, wie Seine Excellenz, der Herr Graf, verlangten.

Der Graf hatte nämlich das feine Handwerk, die Leute zu betrügen, oder wie es auf halb französisch heißt, zu enfilieren, von seinem Freunde, dem Rheingrafen Carl Magnus gelernt,*) und wollte lauter Leute um sich haben, wie Häfner, Arnoldi und Brekenfeld, die als Helfershelfer der rheingräflichen Schurkereyen beschrieben werden. Allein Hellmann war ein ehrlicher Kerl, und deßwegen mußte er fort.

Lange trieb sich Hellmann in der Welt herum, und mußte endlich aus Noth, und

*) Man sehe von diesem Ehrenreichsstand sein Leben von Laukhard. Leipzig bey Fleischer 1798.

aus Neigung eine Lehrstelle an dem Dreyerschen Institut in Wien nehmen.

Der junge Norrmann fiel Hellmann besonders auf: Fritz war ein Knabe von sehr vielem Kopfe, und von einer unerschütterlichen mit Gesetztheit verbundenen Herzensgüte. Hellmann fing an zu bedauren, daß ein Junge, der so viele Anlagen zeigte, und dessen Vater ein Krösus war, in einer solchen Lehranstalt verhunzt werden sollte. Oft und mit Vergnügen unterhielt er sich mit dem jungen Menschen, entdeckte alle Tage mehr gute Seiten, und rieth ihm endlich diese Anstalt zu verlassen, und eine andre zu besuchen.

„Ja lieber Herr Hellmann," sagte hierauf Junker Fritz, „das würde ich gerne thun: denn ich finde hier nicht was ich suche."

Hellmann. Wie könnten Sie auch das? Sie wollen unterrichtet seyn, aber in bloß nützlichen Dingen. Nun nehmen Sie den Unterricht auf dieser elenden Winkelschule —

Fritz. Was sagen Sie, Winkelschule?

Hellmann. Nun weiter ist die Anstalt doch im Grunde nichts. Es ist eine Schande für die Regierung, daß die Einrichtung einer Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt dem Gutbefinden der Pfaffen überlassen wird. Wenn ein liederlicher Bursche nur dem Pfaffen ansteht, oder ihm hinlänglich den Beutel füllen kann, so verlangt er dafür die Erlaubniß, die Kinder kurzsichtiger Aeltern zu verderben, und alle gute Keime in ihnen zu ersticken. Aber lassen wir das, was wir nicht ändern können. Mein Rath wäre aber, daß Sie diese Winkelschule verließen.

Fritz. Ach lieber Herr Hellmann, ich wollte herzlich gern, aber ich darf nicht.

Hellmann. Und warum nicht? Ihr Herr Vater hat ja Geld genug, Sie sonst wo zu unterhalten. Gehen Sie nach Salzburg, dort hat der gelehrte und rechtschaffne Professor Vierthaler die Aufsicht über die Schulen, und deßwegen sind auch die Salzburger Schulen so blühend, und mit Recht.

Fritz. Wollten Sie wohl mit meinem Vater reden?

Hellmann. Mit Vergnügen, und das schon morgen früh.

Hellmann ging wirklich den andern Tag zu dem alten Baron Norrmann, und trug ihm die Lage seines Sohns deutlich vor, zugleich gab er ihm eine hinlängliche Beschreibung des Dreyerschen Instituts.

Der alte Herr schien nachzudenken, und Hellmann hoffte alles Gute, als jener auf einmal anfing:

„Aber Herr, was zahle ich in Salzburg für meinen Fritz?

Hellmann. Nicht übermäßig, gnädiger Herr, aber freylich wird es mehr kosten, als in der Dreyerschen Menage.

Norrmann. Dann Herr, wird nichts draus.

Hellmann. Sollten Sie nicht jährlich einige hundert Thaler an Ihren Sohn wenden wollen?

Norrmann. Was spricht der Herr? Einige hundert Thaler für Schulfuchserey. Nein Herr, daraus wird nichts.

In diesem Augenblick trat der ehrwürdige Pater Faß ins Zimmer.

„Hören Sie, Herr Pater, hier ist Herr Hellmann, der spricht gar schlecht vom Institut des Herrn Pädagogiemeisters Dreyer.

P. Faß. Wie, der Herr sollte schlecht von dem vortrefflichen Institut sprechen? Sie haben wohl nur geschertzt, lieber Herr Hellmann.

Hellmann. In ernsthaften Sachen scherze ich niemals, was ich gesagt habe, ist mein völliger Ernst.

Norrmann. Ja, und der Herr lobt dagegen die Salzburgschen Anstalten, wo Vierthaler der Oberdirektor ist.

P. Faß. Vierthaler! Mein Gott, gnädiger Herr, der Professor Vierthaler ist ein gottloser Ketzer. Ich kann gar nicht begreifen, wie der Erzbischof so einen Menschen noch dulden kann, der in seinem gottlo-

ſen Buche, philoſophiſche Geſchichte betitelt, recht grobe Atheiſterey, Deiſterey, Quakerey und Socinianismus heil und laut gepredigt hat. Aber die katholiſche Welt fällt alle Tage tiefer ins Arge: ſelbſt Proteſtanten haben das abſcheuliche Buch verdammt, zu Berlin hat es der Schinder öffentlich verbrennen müſſen.

Hellmann. Herr Pater, Herr Pater!

P. Faß. Wäre das etwa nicht wahr?

Hellmann. Nichts iſt weniger wahr, als daß Vierthalers Buch in Berlin verbrannt worden wäre. Doch es kann leicht ſeyn, daß es einigen Berliner Grützköpfen, auch von vornehmen Würden, mißfällt. Aber was gehn uns die Grützköpfe an, ſie mögen zu Berlin ſeyn oder zu Wien.

P. Faß. Und was haben Sie denn an dem Dreyerſchen Inſtitut auszuſetzen? Lernen die Kinder da nicht ihr Chriſtenthum, wie es ſich gebührt?

Hellmann. Den Caniſiſchen Catechismus lernen ſie wohl, aber vom Chri-

stenthum blutwenig. Statt ihnen nützlichen Unterricht zu geben, unterhält man sie mit Fratzen und Lügen von Heiligen, von Wundern, vom Doktor Luther, vom Johann Calvin, und zur Erholung wird ihnen Weislingers Friß-Vogel vorgelesen.

P. Faß. Das geschieht, um die Kinder vor der lutherischen und kalvinischen Ketzerey zu warnen, und sicher zu stellen.

Hellmann. Oder vielmehr, um ihnen die katholische Lehre selbst verhaßt und lächerlich zu machen.

Rorrmann. Was, Herr, den Friß-Vogel verachten sie auch? Ist es nicht ein herrliches Buch?

P. Faß. Ja wohl, ja wohl, gnädiger Herr, der Verfasser ist ein rechter Mann, qui miscuit utile dulci.

Rorrmann. Das sollt ich meinen. Ich gaudire mich immer, wenn ich das Buch lese.

Hellmann. Freylich wer an Zoten, Schimpfen, und Schelten Gefallen findet

kann, für den ist der Frißvogel ein rechtes Fressen (lacht.)

Norrmann. Herr, hier ist die Thüre, gehen Sie, oder ich lasse Sie hinaus bringen.

Hellmann, welcher sich der Brutalität der Norrmannschen Dienerschaft nicht aussetzen wollte, zog ab, und ging betrübt nach Hause.

Am folgenden Tage befahl ihm Herr Dreyer, der Winkelschulmeister, das Institut zu verlassen; denn Pater Faß hatte diesem alles, was Hellmann im Zimmer des Barons gesagt hatte, treulich rapportirt, und Herr Dreyer wollte seinen Kredit nicht verlieren.

Indessen würde selbst Hellmann nicht lange mehr geblieben seyn: denn er hatte eine Stelle als Korrektor in der Trattnerschen Druckerey erhalten, und konnte davon leben. Freylich verachtete Hellmann die Trattnerschen Kniffe, und den abscheulichen Nachdruck, welchen dieser Bücherdieb schon

so lange getrieben, und zwar unter kayserlichem Schutz getrieben hat, aber er dachte korrigirst du nicht, so korrigirt ein andrer, die guten Werke Deutschlands werden doch nachgesudelt; so dachte er, und korrigirte frisch zu.

Der junge Norrmann besuchte seinen Hellmann täglich in der Druckerey, und dieser wendete alle seine müßigen Stunden an, dem jungen Menschen nützliche Kenntnisse beyzubringen, und alle Arten von Aberglauben und Fratzen aus seiner Seele zu vertreiben. Es gelang ihm, und der junge Mensch kam bald so weit, daß er mit dem Pater Faß selbst disputiren, und ihn in die Enge treiben konnte. Darob ergrimmte der Pater, und bewog den alten Norrmann, seinen Sohn als Kadett in Linz anstellen zu lassen. Dieß geschah, und Faß brauchte wenigstens nicht mehr mit dem jungen Burschen zu disputiren.

Norrmann hatte aber auch eine Tochter, Fräulein Malchen, ein ganz artiges

Mädchen, welches aber durch die abgeschmackteste Erziehung, welche sie im väterlichen Hause genoß, in den Grund verdorben wurde. Malchens Mutter starb, als diese kaum reden konnte, und nun übernahm die Tante, eine alte stolze, abergläubische äußerst bigotte Betschwester die Erziehung des Mädchens: man denkt sich leicht, wie diese Erziehung beschaffen war.

In der ersten Jugend lernte Malchen den Rosenkranz beten, in die Messe gehen und beichten: Im achten Jahre bekam sie einen Tanzmeister, und wurde in alle Gesellschaften mitgenommen, wohin die Tante ging, und da diese mit der Tante sehr analog waren, bildete sich Malchen wie die Tante, das heißt, zu einer vollkommnen Närrin.

Malchen hatte nun ihr sechszehntes Jahr zurück gelegt, als ihr Vater starb. Kurz vor des alten Norrmanns Tode war ein Bedienter aufgenommen worden, der ehedem dem berüchtigten Schwärmer und Be-

trüger Cagliostro in Strasburg und Paris gedient hatte, und ganz für die Geisterseherey eingenommen war, ob er gleich nichts davon verstand. Allein bey der Kunst, Geister zu sehen, ist es auch ganz anders, als bey andern Künsten: nur Unwissende können diese verachten, aber jene wird zuverläßig von niemand geschätzt, der mit ihr bekannt ist, und wenn sie ja ein Eingeweihter lobt und als das non plus ultra aller menschlichen höhern Kenntnisse anpreißt, so geschieht es bloß, um andere zu betrügen und anzuführen.

Mosjeh Tannemann, so hieß der Bediente, erzählte täglich von seinem Cagliostro, und die Tante und Mathyrk hörten stäts mit der größten Aufmerksamkeit zu, wenn er die unglaublichsten Miraket und Wundergeschichten auftischte: Zweifel stiegen ohnehin den Leutchen gegen Wunderbegebenheiten nicht auf, sie hatten ja dergleichen von jeher immer gelesen und in den Predigten der Mönche gehört. Daß es übri-

gens der Bediente bey seiner Herrschaft sehr gut hatte, versteht sich von selbst; er besaß ja die Kunst, die liebe Herrschaft, so wie sie verlangte, zu unterhalten, und so Etwas empfiehlt mehr, als die Kunst, nützliche Dinge zu verrichten.

Da Fräulein Malchen ein großes Vermögen besaß, so konnte es ihr in einer Stadt, wie Wien ist, wo das Geld eben so wie in andern großen Städten oft den ganzen Werth des Menschen und insbesondere der Braut bestimmt, an Freyern nicht fehlen. Viele junge Herren flatterten um sie herum, und sogar gesetzte Männer machten ihr den Hof, aber Malchen, so kokett sie sonst war, und so schaamlose Reden sie oft von sich hören ließ, war gegen alle Schmeicheleyen der Stutzer und der Gesetztern gleichgültig. Einige, welche glaubten genug gute Eigenschaften zu besitzen, um einem Mädchen, wie Malchen, zu gefallen, machten ernsthafte Anträge, aber Malchen wies sie grob ab, und die Tante, welche

keinen andern Willen hatte, als den der faſelnden Nichte, billigte es allemal, wenn dieſe einen Korb ausgetheilt hatte.

Dieſes zum öftern wiederholte Betragen des unartigen Malchens zog ſehr böſe Folgen für ſie herbey: alle Männer, welche ihr bisher den Hof gemacht hatten, zogen ſich barſch zurück, und Malchen blieb mit der Tante allein. Dieß fiel den Damen auf, aber ſtatt die Urſachen dieſer Solitude in ihrer eignen groben Aufführung zu finden, fanden ſie dieſe vielmehr in der wenigen Lebensart der Herren ſelbſt, und nahmen ſich vor dieſe mit der Verachtung zu ſtrafen. Sie betrogen ſich häßlich: denn wohin ſie nur kamen, wurden ſie ausgeziſcht, und ſelbſt in der Kreuzer-Comödie beym Kaſperl *) lachte man über ſie.

*) Kaſperl war der Direktor eines Hannswurſtentheaters, wo für jeden Akt ein Kreuzer gegeben wurde. Oft hatte aber das Schauſpiel zwölf bis funfzehn Akten. Am Ende eines jeden Akts wurde das Geld, näm-

Die guten Frauenzimmer wußten nicht, woran sie waren, und starben bald vor langer Weile. Gesellschaft mußten sie einmal haben, und da sie ihnen alle bessern Cirkel verschlossen, gingen sie in vermischte Gesellschaften, in den Prater und nach Schönbrunn, auch wohl auf den kalten Berg, wo der Pater oder Frater Kellermeister ein sehr lustiger Mann war. Tannemann, der Bediente, welcher ihnen jetzt völlig unentbehrlich geworden war, begleitete sie allemal, und unterhielt sie oft in der stärksten Gesellschaft von seinen Geistersehereyen.

Eines Tages früh hielt eine Kutsche vor Malchens Thüre, und der dazu gehörige Lohnlakay meldete ein fremdes Frauenzimmer vom Stande bey ihr an. Malchen hatte lange keinen Besuch dieser Art gehabt, und ließ die Fremde eintreten.

„Mein Fräulein," sagte diese, „vergeben Sie mir, daß ich Sie vielleicht beunru-

lich die Kreuzer für den folgenden, auf eine höchst abgeschmackte Art einkassirt.

sige. Ich habe ganz zufällig gehört, daß Sie einen Bedienten haben, der ehemals beym Grafen Cagliostro Bedienter war.“

Malchen. So ist es, Madame: aber was wollen Sie mit dem?

Fremde. Ich mögte ihn wohl auf einen Augenblick sprechen.

Malchen. Ja, ja, das können Sie. Herr Tannemann, komm Er 'nmal rein. (Tannemann kommt.)

Fremde. Mein Freund, Er ist beym Grafen Cagliostro gewesen?

Tannemann. Zu dienen, Madam.

Fremde. Und wo?

Tannemann. In Straßburg, sonst nirgends. Aber kennen Sie denn den Grafen, Madam?

Fremde. Gewiß. Hat Er mich nie bey ihm gesehen?

Tannemann. Das ich nicht wüßte.

Fremde. Hat Er die Psyche Empyrea nie bey Cagliostro gesehen? *)

Tannemann. Ach! Jesus, Maria und Joseph, es ist auch wahr. Jetzt erinnere ich mich, Sie gesehen zu haben. Ach Herr Jeh, wo ist dann der Herr Graf Cagliostro?

Fremde. Im Hades apiros.

Tannemann. Das was ich nicht, wo das ist. Aber was macht dann der gute Herr?

Fremde. Er besieht sich im katachthonischen Spiegel.

Tannemann. Was ist dann das?

Fremde. Er würde es doch nicht verstehen, wenn ich es ihm auch sagte. (Zu Malchen.) Mein Fräulein, ich bedaure, Ihnen beschwerlich gewesen zu seyn. Der

*) Der Betrüger Cagliostro hatte wirklich unter seinen Kundinnen ein Frauenzimmer, welchem er den Namen Psyche Empyrea gegeben hatte. Die bekannte Schwärmerin Oberlin liebte eine andre Psyche Empyrea.

Bedienter, den ich zu finden vermuthete, ist dieser nicht. (will fort.)

Malchen. Bleiben Sie doch, beste Madame, ich bitte Sie gar zu sehr.

Die fremde Dame wollte durchaus nicht bleiben, als aber endlich die Tante dazu kam, und ihre Bitten mit denen ihrer Nichte vereinigte, ließ sie sich endlich erbitten, und blieb. Der Kaffee wurde im Garten genommen, und da begann folgendes Gespräch.

Malchen. Sie sagten vorhin, Madam, der große Cagliostro besehe sich im katachthonischen Spiegel. Was ist denn das?

Fremde. Das ist ein Spiegel, worin man alles sehen kann, es sey vergangen, gegenwärtig oder zukünftig.

Malchen. Ach in so einen Spiegel möcht ich gucken: ich könnt' ja gar meinen künftigen Gemahl darin erblicken.

Fremde. Liebes Kind, der Spiegel allein würde Ihnen wenig nützen: Sie könnten ihn ja nicht gebrauchen.

Malchen. Aber Sie könnten mir doch zeigen, wie man hinein sehen muß, wenn man seinen Zukünftigen sehen will?

Fremde. O ja: aber das wäre bey Ihnen unnütz. Ihre Reize werden Ihnen auch ohne katachthonischen Spiegel ihren Zukünftigen herbeyführen.

Tante. Malchen hat schon viele Freyer gehabt, aber keiner konnte ihr gefallen.

Fremde (nachläßig.) Weil ihr keiner bestimmt war.

Tante. Eben darum wünscht Malchen ihren Zukünftigen in einem so wunderbaren Spiegel betrachten zu können.

Die Fremde machte Schwierigkeiten, und versicherte, daß sie sich nicht leicht in solche Sachen einlasse, man liefe immer Gefahr, für einen Betrüger angesehen zu werden u. s. w. aber die Damen baten so sehr, daß sie auch dießmal nachgab, und ihnen auf den Abend einen solchen katachthonischen Spiegel mitzubringen versprach.

Hierauf nahm sie Abschied, so sehr sie auch genöthigt wurde, zum Mittagsessen da zu bleiben. Der ganze Tag wurde dergestalt hingebracht, daß Tannemann Histörchen von Cagliostro und seiner Schülerin der Psyche Empyrea erzählen mußte. Malchen und Tantchen waren ganz Ohr, und glühten nun erst recht vor Wuth, die Schülerin des größten Mannes, der je in der Welt war, ihre Künste machen zu sehen.

Ach, sagte die Tante, wenns nur keine Teufelskünste sind, ich hätte den Tod! Mit Zauberern und Hexen darf man sich nicht einlassen.

„Was, erwiederte Tannemann, die weise Psyche Empyrea sehen Sie für eine Hexe an? Daß Gott Ihnen diese Sünde vergeben wolle, gnädige Frau! Diese Dame eine Unholde, eine Teufelsbraut! Der Graf Cagliostro war so ein frommer christlicher Mann, der alles that im Namen des Herrn, und bey jedem Worte den Namen

eines

eines Heiligen nannte! Und die Dame war so eine treue gute Freundin des lieben Herrn Grafen. Der Graf thut freylich Wunder, aber der Herr Christus hat ja auch Wunder gethan. Die heiligen Apostel haben Wunder gethan: alle Heiligen Gottes haben Wunder gethan, sind sie darum Hexenmeister gewesen?"

Dieses Argument überzeugte die Tante vollkommen, daß Dame Psyche keine Hexe sey, und Malchen war sehr froh darüber: denn sie befürchtete schon, Tantchen mögte die große Künstlerin abweisen, und sie ihren Zukünftigen nicht zu sehen bekommen.

Erst gegen neun Uhr erschien die fremde Dame, Malchen flog ihr entgegen, und führte sie aufs Sofa. Sie kommen spät, Madame, sagte Malchen. .. Und doch noch zwey Stunden zu früh für unser Geschäft, welches erst nach eilf Uhr angefangen werden kann." Mit diesen Worten stand sie auf, legte etwas auf den Tisch, und bedeckte es mit einem Tuche. Malchen fragte, was das wäre? erhielt aber die lakonische Ant-

wort, sie würde es schon sehen. Nun setzte sich die Dame wieder und fing ein gleichgültiges Gespräch an. Malchen suchte das Gespräch auf die Dame selbst zu wenden, und sagte: „Sind Sie mit der Post gekommen, Madam?“

Dame. Nein, die Postwagen sind immer voll Leute, die mir nicht gefallen.

Malchen. Das meyne ich auch nicht; ich denke mit Extrapost.

Dame. Nein, einem Postillion vertraue ich mich nicht an.

Malchen. Also mit eigner Ekipasche?

Dame. Ich habe nie eignes Fuhrwerk gehabt.

Malchen. Ach, nun weiß ichs, Sie kommen zu Wasser.

Dame. Ich fahre nie auf dem Wasser.

Malchen. Doch wohl nicht gar zu Fuße.

Dame. Ich bin eine schlechte Fußgängerin.

Malchen. Wo kommen Sie dann her, liebe Madam?

Dame. Von Rom.

Malchen. Und da sind Sie abgereist?

Dame. Vorgestern Abend.

Malchen. Gott im Himmel, den Weg von Rom nach Wien haben Sie binnen zwey Tagen gemacht? Wie sind Sie dann gereiset?

Dame. Durch die Topakinose. Fragen Sie nicht weiter; Sie werden es doch nicht verstehen, wenn ichs Ihnen auch sagen wollte.

Malchen schwieg, und die Dame fing wieder an von ganz gleichgültigen Dingen zu sprechen. Endlich schlug die Glocke eilf: die Dame stand auf, nahm Malchen bey der Hand, und führte sie an den Tisch, worauf sie Etwas gelegt und bedeckt hatte. Die alte Tante folgte emsig nach. Sie hob das Tuch weg, und siehe da, es erschien eine ganz schwarze Tafel. Malchen stutzte, die Dame lächelte, und fragte, ob sie ihren künftigen Gemahl sehen wollte? Malchen be-

sahen dieß. Nun sprach die Dame einige unverständliche Worte aus, warf das Tuch wieder auf die Tafel; hob es weg und befahl Malchen, hineinzusehen. Es war ein heller Spiegel, worin Malchen einen vollkommen schönen jungen Mann in einer rothen Uniform erblickte.

„Ha, was ist das," rief Malchen?

Dame. Ihr zukünftiger Gemahl.

Tante. Mein Gott, ein Officier?

Dame. Wie Sie sehen, ein Dänischer Officier, und zwar ein Hauptmann, der aber auf dem Punkte ist seinen Abschied zu nehmen, um auf Reisen zu gehen, aber gewiß nicht viel weiter kommen wird, als nach Wien. — Gehen Sie sich satt, liebes Kind, ich darf den Herrn nicht lange aufhalten.

Malchen sah steif und fest in den Spiegel, aber auf einmal krachte es vor der Thüre, als wenn das Haus zusammen stürzte: Malchen und die Tante sanken vor Schreck aufs Sofa, und als sie sich wieder erholt hatten, war der Spiegel weg. „Verzeihen Sie,

Mesdames, daß ich Sie nicht auf den Schlag vorbereitet habe, der nothwendig erfolgen mußte, aber er konnte Ihnen nicht schaden.

Tante. Ach wie bin ich erschrocken; doch ich will Pulver nehmen, dann wirds beſſer werden.

Malchen. Wo iſt dann der Spiegel, liebe Madam.

Dame. Im Lande der Weiſen, wohin ich ihn habe kommen laſſen.

Malchen. Ich ſehe alſo nichts mehr?

Dame. Heute nicht: aber binnen drey Monaten ſehen Sie das Original von dem, was ſie Heute ſahen.

Malchen. Kennen Sie den Herrn, liebe Madam?

Dame. Ich kenne ihn bloß aus dem katachthoniſchen Spiegel, aber der ſagt mir genug von ihm.

Malchen. O was ſagt er Ihnen dann, beſte Madam?

Dame. Der Herr iſt aus einem der beſten Häuſer in Deutſchland, heißt Saußens

klein, unermeßlich reich, sechs und zwanzig Jahr alt, hat den hellsten Kopf und das beste Herz von der Welt. Was er noch mehr ist und hat, werden Sie bald erfahren. Aber es ist Zeit daß ich gehe: lassen Sie mich doch in Ihrem Wagen nach meinem Gasthofe bringen.

Tante. Ach Madame, Sie bleiben die Nacht bey uns.

Dame. Ich kann und darf nicht; dieß sey Ihnen genug: und morgen früh reise ich ab.

Tante. Aber Sie werden doch ein kleines Präsent nicht ausschlagen.

Dame. Ich darf keinen Heller nehmen: Sie kennen die Gesetze der Gesellschaft des Cagliostro zu wenig.

Alles Zureden von der Tante und von Malchen half nichts, die Dame mußte fortgebracht werden; sie zahlte Abends alles, was sie schuldig war, und früh war sie verschwunden; niemand konnte sagen, wohin sie gekommen war.

Von diesem Tage an war die Erwartung der Tante und die Hoffnung Malchens überaus gespannt: sie dachten schon zwey Tage darauf, der herrliche sehnlichst-gewünschte Mann würde erscheinen, aber er erschien nicht; es vergingen vier Wochen, und er kam nicht, und nach acht Wochen war er noch nicht da. Malchen wollte verzweifeln, und die Tante fing an, die fremde Dame für eine Betrügerin zu halten.

Grade war Malchen achtzehn Jahr alt, und der Tag ihrer Geburt wurde am ersten April celebrirt: die alte Tante fing damit an, daß sie erst Malchen, dann alle Bediente in den April schickte: denn das ist zu Wien, wie in allen deutschen Städten so Mode. Nach dem Aprilschicken wurden alle nähere und weitläuftigere Verwandten eingeladen, und ein herrliches Soupee gegeben. Ueber dem Essen kam ein Lohnlakay aus dem Gasthofe neben der himmelblauen Mutter-

gottes *) und brachte ein Compliment von einem fremden erschrecklich vornehmen und abscheulich reichen Herrn, der bey Herrn Krauße im rothen Rosse logierte, und die Erlaubniß zu haben wünschte, der gnädigen Frau und dem gnädigen Fräulein aufzuwarten. Die Damen verstanden Lebensart, und ertheilten die erbetene Erlaubniß ohne den geringsten Anstand. Die ganze Gesellschaft und sogar die in den April geschickten Bedienten waren begierig, den fremden Herrn zu sehen, welcher sie auch nicht lange warten ließ.

Ein junger wohlgebildeter Mann, in dänischer Officier-Uniform, trat ein, und Fräulein Malchen schrie überlaut aus: „ach Jesus, Maria und Josephh, da ist Er!“ Die Tante sah sie mit zorniger Miene an, und empfing sodann den Frem-

*) In Wien, aber auch leider! noch in andern Städten, haben die Häuser die skandalösen Beynamen: blaue Muttergottes, schwarzer Herr Jesus, Herr Jesus ohne Ohrläppel, Bierkrüglein zu Canaan u. s. w.

den mit allem Anstande. Nachdem der Herr Hauptmann von Fortun — so hatte sich der Fremde annoncirt — Platz genommen hatte, fragte ihn die Tante, warum sie so glücklich sey, einen Kavalier von so ausgezeichneten Verdiensten in ihrem Hause zu sehen?

„Ich habe," erwiederte der Hauptmann, „in Linz die Bekanntschaft Ihres Herrn Neffen, des Hauptmanns von Norrmann gemacht, und da ich diesem trefflichen jungen Mann sagte, daß ich Wien besuchen würde, rieth er mir, oder bat mich vielmehr, mich um Ihre Bekanntschaft zu bemühen. Ich bin hier völlig unbekannt, und wie glücklich muß ich mich schätzen, wenn der Rath eines Freundes mich zu der Bekanntschaft eines der besten Häuser dieser Stadt führt.

Diese Introduction war wirklich läppisch, aber da Madame kaum drauf merkte, indem ihr gleich die Weissagung der Frau Psyche Empyrea einfiel, und Mal-

chen vollends keinen Sinn außer dem Sinn des Angaffens exercirte, ging sie vollkommen gut durch, und Herr Hauptmann von Fortun war der angenehmste Gast für Tante und Nichte.

Er blieb nicht lange; als er aber Abschied nahm, bat ihn die Tante aufs Inständigste, doch ja den folgenden Tag ein Mittagsmahl bey ihr einzunehmen. Der Hauptmann versprach es, und schied mit dem zärtlichsten Blick auf Fräulein Malchen, die ihn ebenfalls zärtlich beäugelte. Die übrigen Gäste schieden später, und nun mußte Tannemann, der Bediente, zur geheimen Session kommen.

In dieser wurde ausgemacht, daß Tannemann, welcher täglich bey Herrn Krauße im rothen Rosse einzusprechen pflegte, früh am folgenden Tag da einsprechen, und sich so von hinten herum erkundigen sollte, wie es mit dem Herrn Officier aussähe. Tannemann begab sich früh um acht Uhr — denn um acht Uhr im höch-

sten Sommer ist es halter noch sehr fruh zu Wien — zu Herrn Krauße, um da seinen gewöhnlichen Morgenschluck zu machen. Er hatte nicht Ursache, den Herrn Krauße oder die Frau Kraußin über die Umstände des fremden Herrn zu quästioniren, welche ohnehin ihren Gästen weder Gutes noch Böses nachsagten, indem der Bediente des Herrn Hauptmanns selbst da saß, und sein Frühstück einnahm. Tannemann setzte sich neben den Bedienten, und nun ergab sich folgendes Gespräch.

Bedienter. Wissen Sie nicht, Herr Kamerad, wo der Wechsler Breslau wohnt?

Tannemann. O ja, der wohnt neben dem gehängten Judas am grünen Himmel im versengten Fegefeuer.

Krauße. Warum nicht gar? Breslau wohnt jetzt im Dachsloch, neben der hellrothen Auferstehung.

Tannemann. Ja, mein Seel! das ist halter wahr. Aber was schaffen's halter bey Herrn Breslau?

Bedienter. Geld will ich bey ihm umsetzen: man hat mich an ihn recommandirt.

Tannemann. Schön! Haben's fremd Geld?

Bedienter. Dänische und Polnische Kurant-Sorten.

Krauße. Ich nehme dergleichen auch.

Bedienter. Eh bien, wir haben noch ohngefähr sechshundert Thaler in solchen Sorten.

Krauße. Will sie auswechseln.

Tannemann. Sehn Sie Herr Kamerad, jetzt sind Sie halter schon einer Mühe überhoben. Aber Sie müssen halter weit herkommen, weil Sie so viel fremdes Geld haben.

Bedienter. Viel? Herr Kamerad, das Geld stak unten in einem Koffer, der

Teufel wußte davon. Heute hab ichs erſt gefunden.

Krauße. Blitz noch einmal, ſo viel hundert Thaler Geld zu haben, und nichts davon zu wißen.

Bedienter. Darum futtirt ſich mein Herr grade ſo viel, wie um eine taube Nuß.

Tannemann. Der Herr muß bey Kaſſe ſeyn!

Bedienter. Beſſer wie Ihr Kaiſer.

Krauße. Herr, räſonniren Sie nicht ſchlecht über den gnädigſten Kaiſer.

Bedienter. Ich räſonnire nicht, ich ſage nur was wahr iſt. Ihr Kaiſer will in Venedig Geld borgen, alſo hat er nicht ſo viel als er braucht; mein Herr aber könnte alle Tage dreymal ſo viel verjubeln als er ſo verjubelt, und ſeine Kaſſe würde doch nicht leer. Schau'n Sie! (Er zieht eine Schreibtafel heraus und zeigt eine ganze Menge Banknoten) Das hab bloß ich zur Diſpoſition, weil mein Herr ſich nicht gern mit Politeſſen abgiebt.

Tannemann hatte genug gehört, wie er glaubte, und referirte den gnädigen Damen treulich wieder, was er gehört hatte. Die Tante war völlig satisfacirt, aber Malchen hätte gerne mehr gewußt, zum Beyspiel, ob der Herr Hauptmann auch schon ein Liebchen gehabt habe oder noch habe u. s. w.

Der Hauptmann erschien gegen ein Uhr; denn um diese Zeit ist es zu Wien Mode, daß sich die Invitirten zum Mittagsessen einstellen. Die Tante empfing ihn mit Ceremonien nach Wiener Art, Malchen machte bloß einen Knix, als ihr der Hauptmann die Hand küßte. Man setzte sich zu Tische, und kaum war die Suppe aufgesetzt, als der Bediente den hochwürdigen Pater Faß anmeldete. Der Pater wurde acceptirt, und bekam seinen Sitz neben dem Herrn Hauptmann. „Sie dienen dem König von Dänemark, Herr Capitän, sagte der ehrwürdige Pater?

Hauptmann. Ja Herr Pater, und zwar, wie ich hoffe, mit Ehren.

Pater. Ey ja, warum nicht? Wenn gleich der König von Dänemark ein Ungläubiger ist. War doch auch der Kaiser Tiberius ein Ungläubiger, und doch diente ihm der fromme Hauptmann zu Capernaum, und der heilige Hauptmann Longinus.

Hauptmann. Was Herr, der König von Dänemark wäre ein Ungläubiger? Ist er nicht ein evangelischer Christ?

Pater. Ja wohl, aber er steckt, wie alle Protestanten, in seelentödtenden Irrthümern. Sind der Herr Hauptmann vielleicht auch ein Ketzer?

Hauptmann. Ketzer? Das Wort kenne ich nicht. Es heißt doch wohl nicht so viel, als Hunzfott? Das verbitt ich mir.

Pater. Ey nicht doch! Ketzer ist so viel, als Nichtkatholischer, Acatholicus wollt ich sagen.

Hauptmann. Ach so! Ich bin evangelischer Religion, treibs aber nicht stark.

Pater. Desto besser: denn die Rückkehr in den Schooß der Kirche wird desto leichter.

Tante. Ja wahrhaftig, und wenn selbst der König von Dänemark, der doch gewiß ein großer Herr ist, meine Nichte Malchen haben wollte, und nicht katholisch würde, er kriegte sie nicht.

Hauptmann (vor sich.) Wehe mir!

Pater. Haben der Herr Hauptmann schon theologische Controversbücher gelesen?

Hauptmann. Niemals.

Pater. Kann damit aufwarten: haben Sie die Güte mich hernach zu begleiten.

Der Hauptmann versprach, vom Herrn Pater Controversbücher zu nehmen, und das Gespräch fiel auf andere Gegenstände; der Hauptmann wurde immer weniger redselig, und endlich gar einsylbig: Malchen sprach beynahe gar nicht: desto mehr räsonnirte Pater Faß, und das Plappermaul der Tante ging wie eine Walkmühle.

Gegen

Gegen fünf Uhr brach der Hauptmann auf und ging mit Pater Faß nach Hause. Nach einigem allgemeinen Geschwätz offenbarte der Hauptmann dem Pater seine unwiderstehliche Liebe zu Malchen, und der Pater bewies ihm, daß Malchen bloß sein werden könne, wenn er katholisch würde. Nun ließ sich der Hauptmann bekehren, und schied vollkommen überzeugt, daß die katholische Kirche die allein seligmachende sey, von ihm. Zwey Tage hernach feyerte der Hauptmann sein Verlöbnißfest mit Fräulein Malchen.

Baron Fritz war durch seine im Türkenkriege geleistete Dienste Hauptmann geworden, und da er seine Schwester lange nicht gesehen hatte, nahm er Urlaub, und reiste nach Wien. Auf dem letzten Dorfe vor dieser Stadt traf er seinen alten Lehrer Hellmann, der noch immer den Correktor in der Trattnerschen Nachdruckerey machte. Beyde Freunde fuhren mit einander nach Wien, und stiegen vor dem Norrmannschen Hotel ab. Der junge Norrmann

glaubte sich nicht erst anmelden zu müssen, und ging grade nach dem Zimmer, wo sonst Fremde empfangen wurden.

„Ach," schrie Malchen, „mein lieber Bruder."

Tante (gravitätisch.) Willkommen Neffe. Dienerin Herr Hellmann.

Hauptmann (will abgehen.) Ich empfehle mich.

Tante. Bleiben Sie doch, Herr Hauptmann. Hier, lieber Neffe, stelle ich Ihnen Ihren künftigen Herrn Schwager vor.

Norrmann. Mein Schwager! Tausend Donner, wie kommt der Schurke in Ihre Gesellschaft? (Der Hauptmann will fort.) Nein Kerl, entlaufen sollst Du mir nicht, infamer Spitzbube, (hält ihn fest.) Hallunke, wie kommst Du hieher.

Hauptmann. Mein Herr, Sie irren sich in der Person, Sie nehmen mich für einen andern.

Norrmann. Kerl, denkst Du dann, daß ich Dich nicht kenne? Bist Du nicht

der Kerl, der bey Widdin den Obrist Stuhlbein bestohlen hat? Doch ich brauche Dir, infamer Bengel, nichts zu beweisen; das werde ich vor Gericht thun. — Frau Tante, lassen Sie einige Neppe holen *).

Tante. Ach Jesus, Maria und Joseph, was ist dann das? Der Herr Hauptmann!

Norrmann. Ja der Herr Spitzbube muß eingebracht werden. Nur einige Neppe her.

Ein Bedienter. Werde sogleich dafür sorgen.

Norrmann hielt den Hauptmann noch immer beym Kragen, bis ein Oberhäscher oder ein Obernepp mit einigen Unterneppen herein trat, und fragte, weßhalben man ihn gerufen habe?

Norrmann. Mosjeh Nepp, hier der Kerl wird nach dem Stockhaus gebracht.

*) Häscher.

Repp. Ein Herr Officier? Werde mich schön hüten.

Norrmann. Was? Ein Officier? Ein Galgenstrick ist es. Marsch, mit dem Schufte.

Repp. Das ist was anders. Galgenstricke und Schufte sind so die rechten Objekte der Nepperey. Marsch Kerl. (Die Unterneppen greifen den Hauptmann und führen ihn ab.)

Malchen war in Ohnmacht gesunken, und nur mit vieler Mühe konnte sie ins Besinnen zurück gebracht werden. Die Tante war außer sich, und Hellmann schüttelte den Kopf, und fragte seinen Freund, warum er sich so unvorsichtig der Gefahr aussetzte, einen Officier in fremden Diensten zu beleidigen.

Was, erwiederte Norrmann, einen fremden Officier? Ich habe alle Achtung für den Stand, dessen Mitglied ich selbst bin; ich kenne dessen Nothwendigkeit und Würde, und wenn selbst der hölliſche Sa-

tan eine Armee hätte, würde ich jeden Soldaten davon, als Soldaten Seiner teufli-schen Majestät respectiren. Aber der Kerl, welchen die Neppe ins Stockhaus gebracht haben, ist so wenig Officier, als da mein Türk, (auf seinen Hund zeigend) der Kaiser von Marocco ist. Das ist ein Hallunke! Er heißt eigentlich Ernst Wagner, und ist der Sohn eines Pfaffen von Werstädt in Schwaben: er sollte studiren, aber der Schlingel hatte weder Kopf noch Fleiß dazu. Er lernte auf der Schule nichts, bezog aber doch die Universität zu Gießen, wo jeder Student oder, wie man da sagt, Bursche werden kann, der nur zwey Conventsthaler erlegt. In Gießen war er der rüstigste Perificant des Eulerkappers, und der beste Kundmann von Eberhardt Busch. Er hätte sein Wesen nach Herzenslust forttreiben können, so lang es ihm gefällig gewesen wäre, hätte er nur seinen Huth vor dem Kanzler Koch hübsch herunter gezogen. Aber das that der Mosjeh einst nicht, als

Koch eben vom Concilium kam. Koch, stolzer auf die Ehre einen bloßen Kopf zu sehen, als der Papst auf den Fußkuß, nahm sichs ad notam, und besprach sich deßhalben mit Herrn Klevesahl, sonst Fürtrag genannt. Dieser ohnehin schon über Wagnern aufgebracht, weil er sein Jus Naturae nicht hören wollte, ob er ihn gleich dazu eingeladen hatte, berichtete dem Herrn Kanzler, daß Wagner neulich einen Pabst zu Wieseck gemacht und sich dabey siebenzehn Mal übergeben habe. Das war dem Herrn Kanzler genug: Wagner wurde relegirt, weil er einen Papst gemacht hatte, obgleich das Papstmachen, so wie alle andre studentische Teufeleyen in Gießen erlaubt blieb, wie zuvor.

Nun zog Freund Wagner nach Friedberg in die Wetterau, ward da Schenkwirth, und prellte seine Gäste ärger als Mosjeh Stram, Löwenwirth zu Schilda, aber weil er den Pastor Pilger beleidigte, wurde er excommunicirt, und verlohr alle Kund-

ſchaft. Wagner, welcher das nil deſpe-
randum gelernt hatte, verkaufte, was er
hatte, borgte ein honoriges Sümmchen da-
zu, und zog heimlich ab. Da man in jenen
Gegenden täglich wenigſtens ſechs bis zehn
Transtricen- oder Duodezmonarchien durch-
wandern kann, ſo war Freund Wagner
bald in Sicherheit, und ſetzte ſich in einer
gräflichen Reſidenz, deren Namen mir ent-
fallen iſt. Der Graf brauchte nach Art der
Duodezmonarchen, immer Geld, borgte alſo,
wo was zu haben war, und gerieth endlich
gar an Freund Wagner, dem er fünfhun-
dert Thaler abnahm, ihn aber dafür auch
zum Hofrath machte. Ein Werbofficier
machte mit dem neuen Hofrath Wagner
Bekanntſchaft, und erhielt durch ihn die Er-
laubniß, das Ländchen aller jungen und
brauchbaren Burſchen zu berauben, mußte
aber doch für jeden Raub dem Herrn Gra-
fen Etwas abgeben. Das Geſchäft dauerte
aber nicht lange, denn der Herr Graf fuhr ab,
und ſein Nachfolger, ein kluger einſichtiger und

wohlmeynender Mann, jagte den Werbofficier und den Hofrath zum Henker. Der Hofrath an Lumpenstreiche gewöhnt, zog im Lande herum, und gesellte sich endlich zu einem berüchtigten Gauner, mit welchem er nach Ungarn kam, und daselbst die Straßen unsicher machte. Bey einer Expedition wurden beyde Bursche entdeckt, und der Moßjeh Hofrath wurde verdammt Soldat zu werden, und sollte unter meine Compagnie gesteckt werden. Ich protestirte fürchterlich wider den Hofrath und stellte überhaupt das Verfahren, einen schlechten Kerl zur Strafe zum Soldaten zu machen, als unwürdig und schädlich vor: denn dadurch mache man nicht nur den Soldatenstand zu einem Strafstande, also zum Gegenstand des Hasses, sondern beschimpfe ihn noch aufs ärgste, da man Schurken für fähig erkläre, als Soldat zu dienen. Alle meine Vorstellungen waren vergebens; man berief sich auf die Praxis, und ich mußte den saubern Ernst Wagner annehmen. Der Kerl hielt sich an-

fänglich ordentlich, so daß ihn mein Leutnant der Graf von Muttlot zu seinem Bedienten machte. Mosjeh Wagner erlangte das Vertrauen des Grafen in solchem Grade, daß er ihm alles anvertraute. Nun machte der Kundmann derbe Schulden auf des Grafen Namen, stahl alles, was der Graf besaß, und flissirte sich auf dem Roß des Schusters Sauer. Aber man ertappte ihn, und brachte ihn zurück. Ich drang drauf, daß er weggejagt wurde, und von dieser Zeit an habe ich nichts mehr von ihm gehört. Aber, liebe Schwester, erzähle mir doch, wie der Schurke in unser Haus kam?

Malchen konnte vor Schaam nicht reden, aber die Tante erklärte dem Hauptmann alles. Dieser schüttelte den Kopf gewaltig, und begriff jetzt die Möglichkeit der Geschichte: denn er wußte wohl, daß das Frauenzimmer durch nichts leichter zu verführen ist, als durch Geisterseherey, Prophetery und Aberglauben.

Der Prozeß wider den putativen dänischen Hauptmann wurde instruirt, und nun ergab sich ohne große Mühe, daß die Psyche Empyrea, und Mosjeh Tannemann, der Bediente, selbst im Complott begriffen waren. Tannemann flüchtete, die Psyche Empyrea war nirgends zu finden, aber Kaiser Joseph der Andere verdammte den schuftigen Ernst Wagner zum Schiffziehen auf sechs Jahre.

Erſcheinung nach dem Tode.

Der Baron von Sarriot, aus der Normandie gebürtig, war in ſeiner Jugend einige Mal mit dem bekannten Mylord Baltimore in Italien geweſen, und hatte zu Aquapendente die Bekanntſchaft eines Mannes gemacht, der zwar bloß Gaſtwirth war, jedoch ſo viel Weltkenntniß auf ſeinen Reiſen geſammelt hatte, daß ſein Umgang gleich angenehm und lehrreich ward. Sarriot hatte allemal ſein wahres Feſt, wenn er ſich dem Städtchen Aquapendente näherte, indem er ſeinen Freund Quartari zu ſehen hoffte. Als die Revolution in Frankreich ausbrach, waren ſchon mehr als

zwanzig Jahre verflossen, daß der Baron Sarriot nicht in Italien gewesen war; er war einer von denen, welche glaubten, und noch glauben, das Volk sey eigentlich im Staate gar nichts, und der Adel sey alles. Da nun das Volk auch Etwas seyn wollte, flüchteten die Adelichen, und Sarriot verließ sein Vaterland eben so, wie tausend Unsinnige, welche sich noch bis auf diese Stunde in fremden Ländern herum treiben, nachdem sie lange genug als Officiere bey dem saubern Corps von Condé herumgefaselt haben. Auch Sarriot faselte bey der Emigranten-Armee herum: nachdem aber diese endlich sich durch ihre innere und äußerliche Armseligkeit auflößte, wollte er in Neapolitanische Dienste treten, und ging in dieser Absicht nach Italien. Er kam auf dieser Reise nach Aquapendente, und kehrte in dem Gasthofe ein, welchen sein Freund Quartari bewohnt hatte. Seine erste Frage war nach dem Wirth, aber man meldete ihm, daß der Wirth schon

über zwey Jahre verschwunden sey, kein Mensch wisse, wohin? Dieß war für unsern Franzosen keine angenehme Nachricht; zumal da er lauter fremde Gesichter sah, bis auf einen alten Hausbedienten, welchen er noch von Olims Zeiten her kannte. Dieser Mensch konnte ihm von seinem gewesenen Herrn mehrere Nachricht geben, aber die Art und Weise, wie er weggekommen war, erklärte er so wenig, als alle andre. Sarriot fing an auf die Polizey loszuziehen, welche das Verschwinden eines Menschen so sehr auf die leichte Achsel nehmen könne, und schwur, den folgenden Tag die Herren von der Polizey auf diesen Umstand aufmerksamer zu machen.

„Sie werden nichts ausrichten, mein Herr," sagte ein ältlicher Mann.

Sarriot. Warum nicht? Habe ich vielleicht Unrecht?

Der Alte. O nein, Sie haben vollkommen Recht. Aber unsre Mamsell Polizey ist ein erwachsenes Frauenzim-

mer, und alte Schweſtern mögen nichts mehr lernen.

Sarriot. Werden ja ſehen.

Der alte Bediente ſtand da mit einer Miene, die dem Emigranten ſelbſt auffiel: er ſchaute ihm feſt in die Augen, und fragte ihn, ob er nicht wiſſe, mit wem ſein geweſener Herr beſonders vertraut umgegangen ſey? Der Bediente beſann ſich, und nannte endlich einen betagten Glaſermeiſter Corni, welcher ſehr vielen Umgang mit dem geweſenen Wirth gehabt hatte. Der Franzoſe ſchwieg, und ging gegen zehn Uhr ſchlafen: der Mond ſchien helle und erleuchtete das ganze Zimmer: Sarriot legte ſich zu Bette und ſchlief bald ein.

Gegen zwölf Uhr donnerte es im Zimmer, wo Sarriot ſchlief, als wenn eine Kanone losgebrannt würde. Er fuhr auf, und erblickte ein Phantom vor ſeinem Bette, ganz weiß gekleidet und ein blutiges Geſicht hinzeigend. Sarriot erſchrack, und wollte ſich unter der Decke verbergen, aber das Geſpenſt ſprach

ihm Muth ein. „Fürchte Dich nicht,“ sagte es mit holer Stimme, „lieber Freund, ich bin der gewesene Wirth Quartari!“ Sarriot hatte noch nicht den Muth zu sprechen. „Ich bin Quartari,“ fuhr das Gespenst fort, „und komme Dich um einen Freundschaftsdienst zu bitten. Willst Du mir ihn erweisen?

Sarriot erholte sich, und antwortete mit zitternder Stimme, „ja.“

„Wisse also, sagte das Gespenst, daß ich todt bin und daß der Glasermeister Corni mich ermordet hat. Er führte mich in das Wäldchen jenseits der Stadt, schlug mir mit einem Hammer ins Genicke, und warf mich in den tiefen aber wasserleeren Brunnen neben dem Wege. Die Nacht darauf kam er wieder, bedeckte mich mit Steinen, und so liege ich noch da, oder vielmehr mein Körper auf unheiliger Erde. Du bist mein Freund, und daher bitte ich Dich, mich aufheben und in heilige Erde begraben zu lassen. Willst Du meinen

Tod rächen, so hast Du meine Erlaubniß dazu.“

Als das Gespenst diese Worte gesagt hatte, trat es vom Bette zurück, und in dem Augenblick sahe Sarriot nichts mehr. Früh, nachdem er eine sehr unruhige Nacht zugebracht hatte, ging er zum Stadtrichter und bat sich einige sichere Leute aus, welche den Brunnen im Wäldchen aufräumen sollten.

„Haben Sie Geld,“ fragte der Stadtrichter.

Sarriot. Ich habe die Vermuthung, daß in dem Brunnen ein todter Körper liegt.

Stadtrichter. Hiervon ist keine Frage: ich frage bloß, ob Sie Geld haben?

Sarriot. Und wenn ich keins hätte?

Stadtrichter. Dann bleibts, wie es ist. Kein Geld, kein Schweitzer.

Sarriot. Müssen Sie nicht manches ex officio thun.

Stadtrichter. Ex officio? Herr, man sieht wohl, daß Sie kein Jurist sind.

Ex

Ex officio arbeitet ein Narr, verstehn Sie mich, aber kein Jurist. In Italien ist dieß wenigstens so Mode, ob es aber vielleicht in Frankreich, oder in Deutschland anders ist, weiß ich nicht; hab aber doch gehört, es soll da eben so seyn, wie hier zu Lande.

Sarriot. Nun gut, ich will bezahlen.

Stadtrichter. Gehorsamster Diener! Sie zahlen die Leute a Mann zwanzig Paoli; zwey Mann machen vierzig Paoli.

Sarriot. Schön. Hier ist das Geld.

Stadtrichter. Für die Expedition des Befehls, für den Stempelbogen und die Copialien zahlen Sie achtzig Paoli.

Sarriot wunderte sich, daß die Erlaubniß ein Geschäft zu betreiben grade noch ein Mal so viel koste, als das Geschäft selbst: indeß war er zu begierig, die Anweisung des Gespenstes zu befolgen, als daß er nicht hätte bezahlen sollen. Er zahlte also, und ging mit seinen Leuten ins Wäldchen. Der Brunnen wurde ausgeräumt, und man

fand den erschlagenen Wirth unter einem Haufen von Steinen.

Sarrivt war ein Philosoph, wie viele seiner Herren Landsleute, aber wie auch viele Deutsche sind. Er glaubte sonst an gar nichts, weil es Mode war, an nichts zu glauben: nun aber, da die Weißsagung oder die Anweisung des Gespenstes eingetroffen war, glaubte er auch wieder alles, was das Gespenst gesagt hatte, ohne im Geringsten weiter nachzudenken. Er klagte grade zu den Glasermeister Corni als den Mörder des vermißten Gastwirths an, und der Stadtrichter ließ den braven Meister sofort einziehen. Ein junger Rechtsgelehrter meynte zwar, es sey sehr anomalisch, auf die Aussage eines nächtlichen Gespenstes einen bisher unbescholtenen Mann als Mörder einzuziehen, aber der Beichtvater des Stadtrichters behauptete, ein Gespenst könne nicht lügen! das könne bloß der Teufel, der sey ein Lügner von Anfang und ein Vater der Lügen. Die Argumente des Beichtvaters

leuchteten dem Stadtrichter und den übrigen Herren der Criminaljuſtiz ein, und der ehrliche Corni wurde richtig als Mörder inquirirt. Da er nichts verbrochen hatte, konnte er auch nichts bekennen, aber man drohte ihm mit der Folter, und Corni geſtand, den Gaſtwirth Quartari ermordet, und in den Brunnen geworfen zu haben. Der junge Rechtsgelehrte, welcher gleich anfangs ſchon viel gegen dieſe Proceduren einzuwenden hatte, forderte nun, daß man unterſuchen ſollte, warum dann der Glaſermeiſter Corni den Wirth Quartari todtgeſchlagen habe, aber er wurde nicht gehört, und Corni zum Schwerdt verdammt.

Der junge Rechtsgelehrte ſpürte indeſſen nach, und es fiel ihm ein, der alte Bediente könne vielleicht der Mörder ſeyn, und hernach das Geſpenſt geſpielt haben. Aber wie er an den alten Kerl kommen ſollte, war eine ſchwere Frage. Er ſann hin und her, und beſchloß endlich den Burſchen durch ein Geſpenſt anzugreifen. Er ging in den Gaſthof,

ließ sich Wein geben, underkundigte sich unter der Hand, wo der Bediente schlief. Zu seiner Zufriedenheit entdeckte er, daß das Schlafkämmerchen des Hausknechts oben unter dem Dache war, wo sonst niemand logirte. Dieser Entdeckung zu Folge blieb er bis gegen eilf Uhr im Gasthofe, nahm dann Abschied, aber statt nach Hause zu gehen, schlich er sich die Treppe hinauf, und verbarg sich auf dem Boden. Der Hausknecht kam bald nachher, und legte sich schlafen. Als der junge Rechtsgelehrte vermuthete, daß er eingeschlafen sey, trat er in die Kammer, welche nicht zugeschlossen war. Er griff den Schlafenden barsch an; dieser erwachte, und rief: wer ist da?

„Ich bin Quartari: kennst du mich, antwortete der Rechtsgelehrte mit hohler Stimme.

„Ach Gott errette mich von den Einhörnern.“ Gott soll dich retten, Mörder? Einen neuen Mord willst du begehen? Den unschuldigen Corni zu Tode bringen.“ Sterben mußt du diesen Augenblick, deßwegen bereite dich zum Tode.

„Ach guter Geist, Gnade, Gnade.“

Noch einen Tag will ich dich leben lassen, aber bloß unter der Bedingung, daß du morgenfrüh hingehest, dein Verbrechen bekennest, und den unschuldigen Corni befreyest. Wenn dieß nicht geschieht, so erdroßle ich dich morgen Nacht zuverlässig und deine Seele fährt mit einem Verbrechen mehr beladen in die Hölle. Willst du deine That bekennen?

„Ja, seliger Geist, ich will.“

„Gut; halte nur Wort, oder du bist binnen vier und zwanzig Stunden verlohren, und zwar ohne Beicht und ohne Absolution.“

Der Geist verschwand wieder, aber da er doch nicht recht traute dem, was der Hausknecht versprochen hatte, so ging er zum Stadtrichter und ließ gleich früh den Burschen vorfordern. Die Assessoren des Criminalgerichts wunderten sich, was er mit dem Hausknechte machen wolle, und waren begierig, das Verhör zu vernehmen.

Blaß wie eine Leiche erschien der Hausknecht, und zitternd am ganzen Leibe. Bey-

nahe wäre er hingesunken, und man mußte ihm einen Stuhl geben. Mensch, redete ihn der junge Rechtsgelehrte mit rauher Stimme an, du hast den seligen Quartari, deinen gewesenen Herrn ermordet, und hernach das Gespenst gespielt, um den armen Glasermeister Corni ins Unglück zu bringen.

Hausknecht (bebend.) Ach nein, gestrenger Herr!

Rechtsgelehrter. Hier hilft weiter keine Lügen. Ich habe die stärksten Beweise in der Hand. Ich werde den Pater Montovi, den Exjesuiten herholen lassen. Ein anderer Richter (sagte:) Was soll dann der Pater Montovi hier, der berühmte Geisterbanner? Soll er etwan den Teufel citiren?

Rechtsgelehrter. Das soll er, aber eben nicht: er soll den Geist des ermordeten Quartari citiren, welcher schon in der verwichnen Nacht dem Menschen hier, seinem Mörder erschienen ist. Sage an, Mensch: ist das nicht so?

Hausknecht. Ach, gestrenger Herr, ja!

Nun gings Verhör vor sich, und der Mörder gestand alles: er hatte den Quartari in seinem Bette ermordet, und im Sacke in den Brunnen im Wäldchen geschafft. Dieß hatte er gethan, um, Quartaris Geld zu bekommen. Der Glasermeister Corni hatte einigen Verdacht gegen den Hausknecht geschöpft, und war unvorsichtig genug, die Gründe seines Verdachts andern mitzutheilen, der Hausknecht erfuhr alles wieder, und beschloß nun, den Corni selbst zu verderben, wozu er sich der oben beschriebnen Mittel bediente. In Deutschland wären die Mittel schwerlich geglückt, aber in Italien gilt so etwas, so sehr auch die ächten Regeln der Criminalrechtswissenschaft dawider sind. In Italien glaubt man stark an Erscheinungen, und was so eine Erscheinung aussagt, wird für die reinste Wahrheit gehalten, zumal wenn andre Umstände damit übereinstimmen. Corni kam los, aber ohne allen Ersatz für sein langes Sitzen, und für die ausgestandne Angst: der Hausknecht wurde

aufgeknüpft, und der junge Rechtsgelehrte ſchrieb ein großes Buch über die Juſtizmordthaten, welches zwar von den Recenſenten geliebt, von den Criminalrichtern aber nicht geleſen wurde: denn dieſe Herren können nichts weniger vertragen, als Bemerkungen und Erinnerungen über Verbeſſerungen der Juſtizpflege: in dieſem Stück geht es in Italien, wie in Deutſchland; man läßt gern alles beym Alten, und wenn ja ein patriotiſcher Fürſt einmal ſtreng auf eine Reforme der Gerichtshöfe dringt, ſo macht man zwar Aenderungen, behält aber doch ſtets ſo viel vom Alten bey, als nur immer möglich iſt.

Superfeine Erziehung auf dem Dorfe. *)

Der Einwohner und Anspänner Braun war der reichste Mann zu G.... einem Sächsischen Dorfe. Von seiner ersten Frau hatte er vier Kinder, welche alle wie Bauernkinder, daß ist, recht gut erzogen wurden: denn wer so erzogen wird, wie es seiner Lage und seinem Stande zukommt, wird allemal recht gut erzogen. Braun hatte zwar selbst wenig Verstand, und besaß einen ganz unbändigen Stolz, aber seine Frau war ein kluges Weib, und wußte alles so einzuleiten,

*) Aus der mündlichen Erzählung des Herrn Prof. W... zu L...

daß weder die Hauswirthschaft noch die Kinderzucht drunter litte.

Die Kinder waren schon erwachsen als die Mutter starb, verheiratheten sich nicht lange hernach, und so war es dann auch nöthig, daß Braun, oder vielmehr Herr Braun, sich wieder ein Weib suchte. Sein Gevatter und guter Freund Busch schlug ihm eine kinderlose Witwe vor, welche einiges Vermögen besaß, und in dem Rufe stand, daß sie eine fleißige, verständige Hausmutter sey; aber Freund Braun hatte keine Lust, eine Bauernfrau zu ehligen, und schlug den Vorschlag aus. Nun, so nimm was du willst, dachte Busch bey sich selbst, und ließ ihn gehen.

Der Pfarrer des Orts war einer von jenen künstlichen Geistlichen, welche gerne prellen, und um dieß so recht nach der Ordnung bewirken zu können, den Mantel hübsch nach dem Winde hängen, die Armen zwar nicht ästimiren, desto mehr aber den Reichern schmeicheln, und alles gut heißen,

was sie nur vornehmen mögen. Herr Braun stand bey dem Pastor unvergleichlich gut: denn der Pastor war sehr oft sein Gast, und wurde alle Mal frey gehalten, wenn er in der Gesellschaft des Herrn Braun nach der Stadt reisete: dagegen zog Braun auch den Pastor bey allen Gelegenheiten zu Rathe, welchen dieser auch immer wenigstens so ertheilte, daß er ihm selbst, nämlich dem Hrn. Pastor, nützlich werden konnte.

Als Braun dem Pastor entdeckte, daß er wieder freyen wollte, zugleich aber auch feyerlichst erklärte, daß er nie ein Bauernmädchen oder eine Bauernwittwe nehmen würde, sondirte ihn der Pastor näher, und fand, daß bloß der Stolz des einfältigen Mannes die Ursache dieses seltsamen Entschlusses war. Aha, dachte der Pastor, pfeifst du so! Warte nur, wir wollen dir schon was finden.

Der Pastor hatte eine ledige Schwester, welche in ihrer Jugend Kammerjungfer einer Gräfin, und hernach Mätresse des Grafen selbst gewesen war, aber der Graf starb,

und Mamſell lebte gar armſelig in der Stadt vom Erwerb ihrer Hände. Der Paſtor führte den Herrn Braun, welcher von ihrer ſonſtigen Lebensart nichts wußte, zu ihr, ſie gefiel dem reichen Pinſel, und ward ſeine Frau, das heißt, ſeine Gebieterin, und er ward ihr Mann, das iſt, ihr gehorſamer Diener, ohne es zu merken. Nach einem Jahre brachte Madam Braun — denn Madam ließ ſie ſich nennen, weil Frau Braun zu niedrig, und ſonſt kein Ehrentitel für ſie da war — dem Herrn Braun eine Tochter, welche Julchen getauft wurde: alle Pathen waren Herren und Madamen aus der Stadt. Madam Braun gab vor, daß ſie nicht im Stande ſey, ſelbſt zu ſtillen, und Julchen erhielt eine Amme; gleichfalls wurden nun mehrere Hausbedienten angeſchafft, und die Ausgaben des guten Brauns nahmen beträchtlich zu.

Julchen wuchs heran, und ward ein bildſchönes Mädchen: ihre Mutter ertheilte ihr einen Unterricht, wie er ſich vielleicht für Stadt-

mamſellen ſchicken kann, wie er ſich aber für ein Bauermädchen gar nicht ſchickt. Julchen lernte keine Arbeit, aber ſie lernte Bücher leſen, tanzen und etwas Franzöſiſch, nämlich Mamſellenfranzöſiſch, wie es die Mutter ſelbſt verſtand und ſprach. Da ſie nun überaus gerne Romane las, und auf dem Dorfe keine haben konnte, verſorgte ſie der Sohn des Paſtors mit dieſer Waare, welche er in der nächſten Stadt von einem Bücherantiquar borgte. Dieſe Leute haben nun keine Zeit, ihre Bücher zu prüfen, und die ſchädlichen zu verwerfen, wollen auch meiſtens nicht einmal, da ein Fratzenbuch in einer Leſebibliothek allemal mehr einbringt, als ein nützliches und gutes Werk. Auf dieſe Art wurde Julchen völlig verhunzt, und ein junger Menſch, der halbwege unternehmend geweſen wäre, hätte ſchon von dem vierzehnjährigen Julchen das erhalten können, was freylich mancher ehrliche bey ſeiner zwanzigjährigen Braut vergebens ſucht, aber der Sohn des Paſtors wagte nichts,

und von Bauernsöhnen traute sich keiner, sich dem vornehmen mamsellificirten Julchen zu nähern, und so behielt sie eine Unschuld, welche ihr aber immer lästiger ward, da sie gerne das realisirt hätte, was sie sich schon längst aus Büchern idealisirt hatte.

Der Sohn des Pfarres ging auf die Universität, und Julchen hatte, nun fast beständig lange Weile, weil es ihr nicht nur an einem männlichen Gesellschafter, sondern auch sogar an Romanen mangelte. Sie wendete sich aber in dieser Noth an den Antiquar selbst und dieser versorgte sie mit den neuesten Producten der schönen Leserey; sie las sogar die Priapischen Romane und Herrn Schlüters Uebersetzung von Petronius.

Einst sah der Förster, welcher in einer von G.... eine Stunde gelegenem Dorfe wohnte, unser Julchen: sie gefiel ihm, er machte sich mit ihr bekannt und hielt um sie an. Julchen hatte zwar sich vorgestellt, daß wenigstens ein Amtmann oder wohl gar ein Hofrath kommen, und sie abholen wür-

de; aber sie hatte sich geirrt, und da sie nichts sehnlicher wünschte, als ins Ehebett zu kommen, und ehelige Experimente zu machen, schlug ein und war Försterin. Der Förster war ein guter aber sehr grad gehender Mann, der durchaus keine Unordnungen in seinem Hauswesen erlauben wollte. Er hatte sich vorgestellt Julchen verstünde alle Arten von Haus- und Gartenarbeiten, und kleidete sich bloß deßwegen besser, als andre Dorfnymphen, weil ihr Vater ein reicher Mann, und ihre Mutter die Schwester des Herrn Pastors wäre, und so war dann Julchen eine fortable Frau Försterin; aber der Herr Gemahl erschrack nicht wenig, als er inne ward, daß seine Frau nichts weniger war, als eine Wirthin, und ärgerte sich gar mächtig: indessen dachte er doch, sie ist noch jung, und kann noch viel lernen: er schaffte sich daher eine geschickte Haushälterin an, welche Julchen unterrichten sollte, aber Julchen wollte nichts lernen, und alle Mühe, welche sich der Förster gab, sie

zur Räson zu bringen, war völlig vergeblich. Da Julchen unverbesserlich war für den Augenblick, wie der Förster wähnte, sich aber doch noch dereinst bessern werde, glaubte ihr Mann, nicht besser thun zu können, als wenn er still schwiege, und alles von der Zeit erwartete.

Julchens Putz und Bücher kosteten dem Förster wenig; diese Ausgaben bestritt das schöne Weibchen von dem Gelde, welches sie von ihrem Vater erbettelte, bey welchem sie sehr oft Besuche abstattete, und über ihren harten Ehestand die bittersten Klagen führte.

Ein berühmter Englischer Schriftsteller *) sagt: eine Frau, wenn sie vernünftig ist, und hinlängliche Geduld anwendet, kann wohl einen Mann bessern, der grobe Fehler an sich hat: man hat schon Trunkenbolde, Spieler und Wollüstlinge gesehen, welche von ihren Weibern sind bekehrt worden: aber nie hat der Mann ein Weib gebessert; zur Verstellung kann der Mann wohl die Frau zwingen,

*) Addison.

gen, aber nie durch Vernunft und Beyſpiel zur Ablegung ihrer Laſter bewegen. — Ich glaube, Addiſon hat Recht, und es würde auch nicht ſchwer halten, die Urſachen zu entdecken, warum er Recht hat.

Bey Julchen traf die Behauptung des Engländers richtig ein. Als der Förſter ſahe, daß auch die Zeit nichts beſſerte, wollte er das Rauche herauskehren, aber nun verdarb er alles. Julchen ſchmollte den ganzen Tag, und klagte ſtäts über ihr unglückliches Schickſal, wenn nämlich ihr Mann zu Hauſe war; war er abweſend, ſo war auch Julchen luſtig und guter Dinge. Der Förſter war ein Feind alles Zanks, und hielt daher ſelten Strafpredigten, und da er ein junger Mann war, der ſeine Frau wirklich liebte, Julchen ihm aber jedes Mal, wenn er gepredigt hatte, ihre Umarmungen auf viele Nächte verſagte, ſo ließ ers gehen, und predigte gar nicht mehr.

Die Predigten des guten Förſters hatten ihn aber bey Julchen völlig verhaßt ge-

macht, und dieſe fing an, jeden andern Mann liebenswürdiger zu finden, als ihren eignen. Der Paſtor des Orts hatte einen Kandidaten angenommen, welcher der Lehrer ſeiner Kinder ſeyn, und ihm ſelbſt dann und wann im Predigthalten beyſtehen ſollte. Dieſer Menſch hatte in Leipzig ſtudiert, und ſich beſonders auf die ſchönen Wiſſenſchaften gelegt; er ſchrieb ſogar Romane und Komödien, und hatte einen großen Vorrath von ſolchen Schriften. Da Julchen täglich ſpazieren ging, traf ſie der Kandidat bald, und machte ihre Bekanntſchaft. Von dieſem Tage an machte der Kandidat alle Tage der ſchönen Förſterin ſeine Aufwartung und war jedes Mal willkommen. Sie laſen Bücher zuſammen, oder ſangen ein Volksliedchen. Dem Förſter gefiel zwar dieſe Vertraulichkeit nicht ſehr, da aber Julchen ihren Mann gut behandelte, und weniger, als ſonſt ſchmollte, betrachtete er den Umgang des Kandidaten mit ſeiner Frau bloß als einen Zeitvertreib, und ließ es einige Zeit über gut ſeyn. Aber ſeine Bekannte im Dorfe

machten ihm den Kopf warm, indem ſie einige Manövers des Kandidaten mit Julchen bemerkt haben wollten, welche der Herr Förſter für eigne Reſervaten hielt. Er beſchloß, die Leutchen zu belauern, verſteckte ſich eines Tages in ſeine Gewehrkammer, welche neben ſeiner Schlafkammer war, und Julchen dachte, er ſey im Forſt, und werde vor Abend nicht wiederkommen. Mit einem Bohrer machte er ein kleines Loch durch die Thüre, und wartete ängſtlich auf das, was er ſehen würde. Gegen zehn Uhr ſah er Julchen mit dem Kandidaten auf ſein Bette ſteigen, und errieth aus Julchens großer Bereitwilligkeit, daß beyde das Ding ſchon lange betrieben haben mögten. Als ſie völlig in actu waren, trat der Förſter aus der Gewehrkammer: der Kandidat ſtürzte vom Bette herab, und Julchen lag in Ohnmacht. Mit ſtarker Fauſt ergriff der Förſter den Kandidaten, hieb ihm mit der Hetzpeitſche einige Mal um die bloßen Lenden, und warf ihn auf die Gaſſe, noch ehe

er die Hosen herauf ziehen konnte. Mit Julchen ging der Förster sanfter um, er befahl ihr aus ihrer Ohnmacht aufzuwachen und stehenden Fußes sein Haus zu verlassen: alle ihre Sachen, wolle er ihr sofort nachschicken. Julchen zitterte wie ein Espenlaub, und war ungewiß, was sie thun sollte, aber der Förster bestimmte bald ihren Entschluß, indem er sie freylich etwas barsch zur Hausthüre hinaus führte.

Dieses Herauswerfen, sowohl Julchens, als des Kandidaten, hatte im ganzen Dorfe großes Aufsehen gemacht, und fast jedermann errieth die Ursache davon. Die meisten gaudirten sich gar mächtig darüber: denn niemand war der stolzen Försterin hold, und viele haßten auch den faselnden Kandidaten. Einer der Vorsteher ging gleich hin zum Pastor, und untersagte ihm im Namen der ganzen Gemeinde den Kandidaten nicht ferner predigen zu lassen, weil er ein Ehebrecher wäre. Der Pastor fragte bestürzt

nach der Urſache dieſer Behauptung, und erfuhr, was wir ſchon wiſſen.

Nun hielt ſich der Paſtor durch die Aufführung des Kandidaten für beſchimpft, ſchickte ihn ſogleich fort, und ließ ſeine Sachen nach dem Gaſthof tragen, wohin ſich der gute Menſch nach ſeiner Vertreibung begeben hatte. Auch Julchen kam dahin, und bat den Gaſtwirth, ihr eine Fuhre zu beſorgen, ſie wollte in die Stadt fahren.

„Was wollen Sie dann in der Stadt machen, fragte der Kandidat, welcher Julchen auf die Seite gezogen hatte?“

Julchen. Was ich da machen will? Meinen Mann will ich verklagen: er ſoll ſchon erfahren, was das heißt, eine honette Frau vor die Thüre werfen.

Kandidat. Aber wenn er das, was er geſehen hat —

Julchen. Poſſen! Kann ers beweiſen? Hat er Zeugen? Nein ſolche Beſchuldigungen erfordern Beweiſe.

Kandidat. Das ist auch wahr. Ich werde gleichfalls klagen. Ich fahre mit Ihnen.

Julchen und der Kandidat fuhren nach der Stadt und ein rüstiger Advokat, allgemein bekannt unter dem Namen des Huren-Advokaten nahm beyder Processe an, und führte sie freylich für schweres Geld, welches Julchens Vater geben mußte, da der Kandidat keins hatte, so artig und fein, daß der Herr Förster beynahe verlohren hätte, wenn nicht folgender Umstand geschehen wäre.

Der Kandidat hatte sich bey einem Grobschmidt eingemiethet, und unterrichtete Bürgerkinder um sich zu ernähren. Julchen wohnte bey einer Base, und besuchte ihren Galan oft auf seinem Zimmer, weil es nicht anging, daß er zu ihr in ihre Wohnung kam. Der Grobschmidt wollte einst zu Julchen, als grade Herr Schwarz, so hieß der Kandidat, bey ihr war: er fand beyde auf dem Bette im allersüßesten Geschäfte begriffen. Meister Engel hatte noch altväterische Begriffe von Eh-

re, und wollte nicht zugeben, daß man, wie er sagte, sein Haus zu einer Hurenauflage machte: er fing daher ein gewaltiges Spectakeln an, und befahl, daß Julchen sogleich ausräumen sollte. Diese berief sich auf ihren Miethscontract, und wollte nicht ziehen, aber der Grobschmidt suchte Hülfe bey der Obrigkeit: diese untersuchte die Sache, und ließ Julchen durch Neppe *) zwingen, das Haus des Meister Engels zu verlassen.

Dieser Umstand gab dem ganzen Prozeß ein anderes Ansehn. Der Advokat des Försters nützte ihn, um Julchens Ehebruch zu beweisen, und nun wurde diese, als der schuldige Theil in alle Kosten der Ehescheidungssache, und zum Ersatz alles gemachten Aufwandes verdammt. Ihr Vater war inzwischen gestorben, und hatte so viel Schulden hinterlassen, daß sein Vermögen kaum hinreichte, sie zu bezahlen. Julchens Mutter starb vor Gram, aber Julchen selbst

*) Häscher. Siehe oben S. 193.

verlohr bey allen diesen Unglücksfällen den Muth nicht, sich fortzuhelfen. Das war schon ganz recht, nur die Mittel, welche Julchen einschlug, taugten nichts. Sie beredete nämlich den Kandidaten, welcher noch immer den Professor der Bürgerkinder in jener Stadt machte, sein armseliges Handwerk aufzugeben, und sich mit ihr in die weite Welt zu wagen. Der Kandidat spielte ziemlich die Violine und Julchen spielte gut auf der Harfe, und sang vortrefflich. Diese Talente, meynte sie, müßten ihnen reichliches Auskommen verschaffen. Der Kandidat, seiner mühsamen Arbeit längst überdrüssig, schlug ein, beyde kauften sich Instrumente, und zogen heimlich ab.

Ihr erster Versuch, wie's künftig gehen würde, wurde in Leipzig gemacht, wo sie schönes Geld verdienten: denn Julchen war noch immer recht hübsch, und wenn ein hübsches Frauenzimmer an einem Orte, wie Leipzig ist, als Musikmacherin auftritt, kann es ihr an Verdienst nicht fehlen. Von

Leipzig gings nach Halle, wo auch mancher Groschen in ihren Beutel fiel: denn die Hallischen Studenten sind in solchem Fall eben nicht filzig: von Halle zog das schöne Pärchen nach Jena, Göttingen, Nordhausen und allen Städten, wo sie Verdienst zu finden hofften. Ein Jahr verstrich auf diese Art in dem allerseligsten Schlaraffenleben.

Im Jahr 1785 kam Julchen und ihr Cortejo der Candidat wieder nach Leipzig: hier sah sie ein gewisser Baron von R.. welcher großen Aufwand machte, ohne jedoch einen großen Wechsel zu haben, wie dieß oft bey Studenten der Fall ist. Der Baron verliebte sich in Julchen, machte ihr Anträge, welche auch angenommen wurden. Indeß Julchen aber dem Baron gestattete, sie täglich zu besuchen, legte sich der Kandidat aufs Spielen, und stahl einem Kaufmann, welcher mit ihm in einem obscuren Brelan spielte, ehe sichs dieser versah, eine goldene Repetieruhr; die Sache wurde entdeckt, und der Dieb aus der Stadt verwiesen.

Julchen kränkte sich ganz und gar nicht über den Unfall ihres Geliebten, und blieb in Leipzig, wo der Baron R.... sie so lange unterhielt, als er konnte. Endlich aber, das heißt, ohngefähr nach drey Monaten, wurde R.... durch die allzugroben Manichäer genöthigt, Leipzig bey Nacht und Nebel zu verlassen. Julchen war jetzt allein: aber sie fand bald andre Liebhaber, bis endlich der Magistrat auch sie der Stadt hinaus jagte. Nun zog Julchen wieder als Mamsell Albertine nach Halle, und nahm ihr Quartier bey einer gewissen Frau Chardin, welche ehedem einen Soldaten zum Manne gehabt hatte. In dem Hause dieser Berüchtigten ward Julchen eine vollkommne Buhlschwester, und stand jedem zu Diensten, der nur ihrer Reitze, die folglich immer geringer wurden, genießen wollte.

Die Hallischen Buhldirnen pflegen eben so wie die Handelsleute, die Leipziger-Messe zu besuchen, und Julchen erschien im Jahr 1786 auch wieder in Leipzig in der Ge-

ſellſchaft mehrerer feilen Frauenzimmer. Hier legte ſie ſich, um ihre Verdienſte zu verbeſſen, aufs Gansen, wurde aber in dem Hauſe eines Sekretärs ertappt, und eingeſperrt. Bey der Unterſuchung ergab ſichs nun, daß Julchen ſchon an mehreren beträchtlichen Mauſereyen Theil genommen hatte, und ſo wurde ſie denn auf zwey Jahre zum Zuchthaus verdammt. Das Verhör, und die Unterſuchungen hatten über ſechs Wochen gewährt; und als Julchen fortgebracht werden ſollte, ergab ſichs, daß ſie über und über mit der häßlichſten aller Krankheiten inficirt war. Die Herren zu Leipzig waren menſchlich genug, ſie ins Lazareth bringen zu laſſen, aber trotz aller angewendeten Mühe eines ſehr geſchickten Arztes, ſtarb Julchen an der abſcheulichen Krankheit, welche ſie ſich durch ihre Ausſchweifungen zugezogen hatte.

Wäre Julchen als Bauernmädchen erzogen worden, ſo wäre ſie nicht in Leipzig an den Franzoſen geſtorben.

Skizzen
aus
der Geschichte der französischen Frauenzimmer während der Revolution.

Man hält das weibliche Geschlecht gewöhnlich für feiner organisirt, folglich auch für sanfter und gefühlvoller, als das männliche. Doch lese man folgende Geschichtchen, welche sich zu unsrer Zeit in dem beklagenswürdigen Frankreich zugetragen haben, und urtheile alsdann.

Als Maria Antoinette zum Blutgerüste auf einem schmutzigen Revolutionskarren, welche man damals, und auch noch lange hernach la Journaliere hieß, warfen die Weiber, nicht die Poissarden — die hatten

mehr Gefühl von Menschheit, so abscheuliche Menschen sie auch sonst waren — sondern die Weiber und Töchter angesehener Bürger, sogar gewesene adliche Damen mit Steinen nach der unglücklichen Königin. Die Königin, welche standhaft auf ihrem Karren saß, wich zwar diesem unsinnigen Steinregen durch Beugung ihres Körpers immer geschickt aus, wurde aber doch einige Mal getroffen.

Bey allen Hinrichtungen fanden sich sehr viele Frauenzimmer ein, und so oft ein Kopf vom Henker vorgezeigt wurde, schrie niemand lauter und freudiger „es lebe die Republik“ als grade die Weiber. Der Verfasser dieses Werkchens mußte einst an der Rhone bey Lyon der Hinrichtung dreyer Volontär beywohnen, welche erschossen wurden, weil sie sich von ihrem Bataillon entfernt, und in Languedoc geraubt und gemordet hatten. Als diejenigen, welchen das traurige Geschäft des Todtschießens aufgetragen war, eben losbrennen wollten, drängte sich ein junges schönes Frauenzimmer ganz nahe herbey.

Ein Sansculotte fragte das Mädchen, warum sie sich so zudrängte? Ach, erwiederte sie, es thut einem so gut, wenn man Sterbende hinstürzen sieht (ah qu'il y a du plaisir à voir des mourant couler à bas.) So eine Antwort zeugte von großem zarten Gefühl!

Vor jedem Revolutionstribunal waren stäts Frauenzimmer versammelt, und diese waren auf nichts begieriger, als Todesurtheile zu hören. Wenn die unglücklichen Schlachtopfer der gräßlichen Anarchie und des sansculottischen Despotismus aus den scheußlichen Kerkern aufs Tribunal geschlept wurden, riefen die Weiber und Mädchen ihnen zu: ah traitre à la guillotine! (Ach Verräther, marsch auf die Guillotine). Wurde ja einer absolvirt, welches jedoch auf diesem Blutgericht gar selten geschah, so war das auf Urtheile zum Tode hoffende Frauenzimmer niedergeschlagen und traurig, und fing wohl gar an zu murren, daß seine teuflische Freude so verdorben wurde. Kam ein Hau-

fen Verurtheilter vom Tribunal, um nach der Mordmaschiene gekarrt zu werden, so rennten die Frauen und Mädchen wie unsinnig dahin, und verschlangen mit gierigen Blicken das, was der Guillotinirer mit den armen Schlachtopfern vornahm. Als der Repräsentant Chailler im J. 1793 von den Rebellen in Lyon hingerichtet wurde, ließ der Scharfrichter das Messer drey Mal absichtlich fallen; ehe der Kopf ganz herunter war. Man sagt, der Guillotinirer habe diesen Greul auf Befehl der damaligen antirevolutionnären Regierung verübt; er ist aber auch nachher unter Collot D'Herbois schrecklicher Domination bloß deßwegen hingerichtet worden, weil er diese Grausamkeit an Chailler begangen hatte. Jedermann schauderte bey diesem Auftritte nur die Weiber nicht, welche darüber laut jubelten, und sagten, daß sie das Messer gerne und mit dem größten Vergnügen würden noch sechs Mal auf Chailler's Hals haben fallen sehen.

In Dijon lebte noch, wie ich glaube, eine reiche und hübsche Branteweinbrennerin,

welche den Spion der verfluchten Surveillance machte, und durch ihre oft ganz falsche Angebereyen, wovon sie jedoch nicht den geringsten Nutzen zog, mehr als zehn Menschen, worunter sogar ihr eigner Schwager war, zum Tode beförderte. Man fragte sie warum sie dieß thäte: ah, erwiederte sie, j'aime la guillotine (Ich bin der Guillotine gut). Nie war die Ungeheur begieriger, hinrichten zu sehen, als wenn einer, den sie selbst angegeben hatte, zum Tode ging: dann erklärte sie laut, und rühmte es, daß wenn sie nicht wäre, dieser Mensch noch leben würde!

Die Frau des Blutdürstigen Le Bon, welcher zu den Zeiten der Robespierrischen Domination in Arras wüthete, ließ sich jeden Abend von den Kerkermeistern die Listen der Gefangnen bringen und setzte zu den Namen derer, welche sie den folgenden Tag hingerichtet wissen wollte, ein großes G. Dieses G. sollte Guillotine bedeuten. Dieß war das ganze Urtheil: denn der schändliche Le Bon bestätigte jedes

Mal

Mal das G. ſeiner noch ſchändlichern Frau, und die mit G. bezeichneten mußten ohne weiters ſterben. Eines Tages ſollten acht und zwanzig Perſonen, worunter auch einige junge Mädchen waren, auf einmal guillotinirt werden. Die Frau des Le Bon hatte bemerkt, daß viele Bürger von Arras zurückblieben, wenn ein ſolches Trauerſpiel gegeben wurde, und doch wollte ſie, daß der Schauplatz fein voll bleiben ſollte. Ihr infamer Gatte mußte daher ausrufen laſſen, daß diejenigen, welche ohne Noth von den Hinrichtungen wegbleiben würden, für ſchlechte Republikaner und für verdächtig angeſehen werden ſollten. Nun iſt aber damals vom Verdacht zur Guillotine kaum ein Schritt geweſen, jeder Arraſer beſtrebte ſich daher, bey dem gräßlichen Spectakel der acht und zwanzig Hinrichtungen gegenwärtig zu ſeyn. Eine betagte Wittwe von vornehmen Herkommen war grade krank, konnte alſo nicht zur Guillotine kommen, und ſchickte ihre einzige Tochter dahin an ihrer Stelle. Die Mutter belehrte ihre unerfahrne Tochter, wie ſie ſich bey der Metzeley aufzuführen habe, insbeſondere befahl ſie ihr, ja kein Zeichen von Theilnahme an dem Unglück der Schlacht-

opfer blicken zu lassen. Funfzehn Unglückliche waren schon abgethan, und das schöne Mädchen war standhaft geblieben, obschon unter diesen funfzehn einige ihrer Verwandten und Bekannten gewesen waren: aber nun kam die sechszehnte zum Tod bestimmte Person. Diese war die vertrauteste Freundin der jungen Arraserin. Bey diesem empörenden Anblick der zum Tode gehenden Freundin fing das Mädchen über laut an zu weinen. Zum Unglück schlug das Mordbeil den Kopf der Unglücklichen nicht völlig ab, so daß er noch unten an der Haut hängen blieb, und folglich mit einem Messer abgesäbelt werden mußte, bey dieser Metzeley fiel das Mädchen in Ohnmacht, und da sie nahe an der Guillotine stand, machte dieß Aufsehen, so daß selbst das schändliche Weib des infamen Le Bon, welche nach ihrer abscheulichen Gewohnheit auf dem Blutgerüste saß, es wahrnehmen mußte. Ah, schrie die Mörderin, voila cette bête d'Aristocrate! Qu'on l'arré (Ach schaut da das aristokratische Vieh! Haltet es fest!) Das Mädchen wurde ohnmächtig in den Kerker geschleppt, wohin auch die todtkranke Mutter gebracht wurde. Die Mutter starb am zweyten Tage, und am drit-

ten ging die schöne siebzehnjährige Tochter zum Blutgerüste, um da ihr Mitleid mit dem Tode zu büßen. Das schändliche Weib des Le Bon ist hernach auch nach einem langen schrecklichen Gefängniß in Paris im Anfang 1795 hingerichtet worden.

Bey den gräßlichen Septemberscenen im Jahr 1792 lagen viel Hundert todte Körper der Ermordeten auf den Straßen zu Paris und Versailles. Da sahe man Frauen und Mädchen sich drauf werfen, sie mit Messern zerreissen, und die Herzen der Unglücklichen herausreißen, welche sie hernach im Triumph nach Haus trugen, und in ihrem Putzschränkchen so lange verwahrten, bis sie völlig in Fäulniß übergingen. Eine angesehene Frau rühmte sich ihrer schönen That mit folgenden Worten: „Der verfluchte Verräther war noch nicht ganz todt; ich schnitt ihm die Kehle ab: denn ich mogt ihm das Messer nicht ins Herz stoßen, weil ich dieses unversehrt haben wollte!“ Andere Weiber saugten das Blut der Ermordeten, und wischten hernach das Gesicht nicht ab: denn sie achteten damals ein mit Blut besudeltes Gesicht für ein Ehrenzeichen.

Man kennt die Gesänge, welche zur Zeit des Sansculottismus in Frankreich gebräuchlich waren. Je schändlicher und zotologischer der Inhalt war, desto republikanischer klangen sie. Ich mag hier keine anführen. Diese schändlichen Zoten gefielen den französischen Frauenzimmern dergestalt, daß sie dieselben ohnaufhörlich im Munde führten, und sogar auf den öffentlichen Straßen sangen, und dazu tanzten.

Die Sansculotten hatten die sonst schöne und anständige französische Sprache mit allerley unanständigen Redensarten verbräint, welche nun jeder ächte Franzose im Munde führte: sacré vit de saint Christophle u. dgl. hörte man alle Augenblick, und besonders berühmten sich die schönsten Frauen und Mädchen in diesen Zotologien zu excelliren. Ein Capitän vom Bataillon la Gironde machte in Avignon Bekanntschaft mit einem schönen jungen Mädchen, und gab ihr zu verstehen, daß er wohl wünschte, sie zur Ehe zu haben. Das Mädchen war schon versprochen, und daß sie verlobet sey, drückte sie auf ächt sansculottisch also aus: mon con est déjà loué. (Meine ist schon vermiethet). Es war kein Mädchen von gemeinem Schlage, es war die Tochter eines ehemaligen Receveur's aus Arles.

Eine gewisse Mamsell la Bru zu Paris hatte ehedem sich mit Putzmachen abgegeben: als aber zu Zeiten der Revolution alles Putz-

machen weg fiel, fing sie an mit Blumensträußen zu handeln, welches in Paris und überhaupt in Frankreich Etwas einbringt, da die Franzosen sich gar gerne Blumen anstecken. Sie hatte einen Grenadier zum Liebhaber, welcher aber dann und wann ausschweifte oder nach einem gewissen Dialekt latschen ging. Mamsell la Bru erfuhr die Untreue ihres Liebhabers, und beschloß sich auf eine grausame Art zu rächen, obgleich sie selbst ihm untreu war, und zwey oder drey andre neben ihm begünstigte. Sie bat ihn einst, ihr eine Nacht zu schenken, der Galan war dazu willig, und schlief nach vollbrachter Arbeit ruhig ein. Es war im hohen Sommer, und sehr heiß. Der Grenadier lag gegen Tag ganz bloß im Bette: Mamsell stand auf, nahm ein sehr scharfes Messer, und kastrirte ihn auf die fürchterlichste Weise, indem sie ihm sein ganzes Patrimonium wegschnitt. Daß der arme Grenadier nicht fort schlief, versteht sich von selbst. Er schrie, wie ein Verdammter in der Hölle; die Leute des Hauses eilten herbey, und fanden den armen Teufel in seinem Blute: die Thäterin war zwar entwischt, aber zum Unglück für sie war das Haus noch verschlossen, und so wurde sie entdeckt, festgehalten, und nach dem Gefängniß der Abtey gebracht. Der Grenadier starb noch an selbigem Tage. Als die Abtey am 2ten und folgenden Septembertagen 1793 auf die schrecklichste Art von

der Welt ausgelcert wurde, kam Mamsell La Bru auf eine ganz neue infame Art ums Leben. Sie wurde mit auseinander gesperrten Beinen an die Erde genagelt, dann machten die abscheulichen Menschen Feuer unter sie, und fuhren ihr mit einem glühenden Eisen in die Schaam, worauf man mit Pickenstößen ihre Marter endigte.. Gräßlichere Scenen lassen sich gar nicht denken!

Man weiß, wie die wilden Amerikaner ihre Kriegsgefangnen zu behandeln pflegen, und wie diese gemartert werden, ehe sie sterben: aber bey diesen Quälereyen übertreffen die Weiber bey weitem die Männer; sie wissen ganz neue Martern zu erfinden: die Französinnen scheinen den Amerikanischen Scheusalen hierin nichts nachzugeben. Die Mätresse des verfluchten Carrier erfand die republikanischen Hochzeiten, wo man Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen nackend an einander band, und in die Loire oder ins Meer warf.

Die französischen Tyrannen, und ihre Helfershelfer, waren alle Lieblinge der Frauenzimmer. Marat, der abscheuliche Marat, dessen Namen kein ehrlicher Mann ohne Ekel schreiben oder aussprechen kann, erhielt täglich, ja fast zu allen Stunden Besuche von Frauenzimmern, und zwar von den artigsten und schönsten, welche seine Hände küßten, womit das Scheusal eine Minute vorher vielleicht an seinen mit dem venerischen Uebel in-

ficirten Gliedern herumgefahren war. Dieſer ſcandalöſe Kerl ſchrieb ein ſchändliches Blatt, dem er den Namen Volksfreund (ami du peuple) gab, da es doch vielmehr der Volksfeind hätte heißen ſollen. Dieſes verrückte Blatt, welches in dem ſchlechteſten Franzöſiſch geſchrieben, und mit Schnitzern gegen die Sprachlehre vollgepfropft iſt, worin aber die abſcheulichſten blutdürſtigſten Grundſätze aufgeſtellt ſind, fand keine eifrigern Leſer, als grade die Weiber und Mädchen, welche es in allen ihren Cirkeln vorlaſen, und die kraſſeſten Stellen deſſelben ſogar von den Tribunen herab deklamirten.

Ein andrer eben ſo ſcheußlicher Kerl als Marat, Hebert, war ebenfalls ein Liebling der Weiber. Wo Hebert erſchien, erſchienen die ſchönſten Frauen und Jungfrauen mit ihm, unterſtützten ſogar ſeine unſinnigen Reden im Convent und im Klub der Jacobiner: nur ein einziges Mal mißfiel Hebert dem Pariſer Frauenzimmer, nämlich damals, als dieſer Bube der unglücklichen Königin im öffentlichen Verhör vorwarf, ſie habe mit dem Dauphin, ihrem zwölfjährigen Sohn, Schande getrieben. Bey dieſer äußerſt läppiſchen aber eben ſo abſcheulichen Beſchuldigung entſtand ein Murren unter dem Frauenzimmer auf den Tribunen, und ſelbſt der unverſchämte Hebert verſtummte, obgleich nachher das teufliſche Revolutionstribunal eben dieſe Beſchuldigung in Antoinettens Urtheil drucken ließ. Er ſchrieb auch, wie Marat

ein Wochenblatt, den pere du Chesne, ein Ding in einer Sprache abgefaßt, wie sie ohngefähr in den niedrigsten Pufflöchern und auf den Wachtstuben geführt wird, und dieses elende grobe, zotenreiche Produkt war wie Marats Volksfreund, Lieblingslecture der Schönen in Frankreich.

Robespierre, dieser Tyrann ohne Gleichen, war der Hauptgegenstand der Verehrung, ja selbst der Vergötterung der französischen Damen. Wenn er erschien jauchzten ihm die Frauenzimmer entgegen, und trat er im Jacobiner-Klub auf, so waren die Gallerien ungewöhnlich angefüllt von Damen. Robespierre hatte einen ordentlichen Hofstaat von Weibern. Man denke sich einen Schreckensmann, einen Robespierre als Liebling sanfter Schönen!

Der Raum verbietet mir diese gewiß interessante Materie, hier weiter fortzusetzen: vielleicht liefre ich alles, was ich über diesen Gegenstand weiß, einmal zusammen.

Ende des ersten Bändchens.